

Burkhardt J. Huck

Ein Kurheim mit Alpenblick



*Geschichte meiner Kindheit und Jugend
am Hohenpeißenberg in Oberbayern
1947-1963*

Inhalt

<i>Die Geschichte des Kurheims am Hohenpeißenberg</i>	<i>5 - 18</i>
<i>Kindheitserinnerungen</i>	<i>18 - 27</i>
<i>Der verschwundene Vater</i>	<i>27 - 32</i>
<i>Vater unser, der Du bist im Himmel</i>	<i>32 - 59</i>
<i>Abschied von Dillingen an der Donau</i>	<i>59 - 114</i>
<i>Die kurze Zeit im großen Kloster</i>	<i>115 - 165</i>
<i>Frühlingserwachen</i>	<i>165 - 190</i>
<i>Maikäfer flieg!</i>	<i>190 - 228</i>
<i>München leuchtet</i>	<i>255 - 271</i>
<i>Wieder Daham</i>	<i>271 -</i>

Die Geschichte des Kurheims am Hohenpeißenberg

wie sie mir meine Mutter und Großmutter vermittelt haben, begann damit, dass die Nazis zwei Jahre nach der Machtübernahme von Dr. med. Engelhard Wychgram den Beitritt zur Reichsärztekammer forderten. Der war jedoch eher bereit seine staatliche Stelle als Kreisarzt zu verlieren, als mit den Nazis zu kooperieren und den Eid des Hippokrates durch den Eid auf den Führer zu ersetzen. Dadurch verlor er 1935 seine Stelle als Kreisarzt der Stadt Luckenwalde, einem Industriezentrum mit 25.000 Einwohnern 50 Km südlich von Berlin und seine kassenärztliche Zulassung. Er konnte jedoch weiterhin Privatpatienten behandeln. Er eröffnete zwar eine wenig erfolgreiche Privatpraxis in Berlin, deren Aktivität unter dauernder Beobachtung stand und nutzte deshalb das Olympiajahr 1936, um der Überwachung durch die Gestapo zu entkommen.



Er erwarb das Kurheim auf etwa 850 m Höhe am Südhang des Hohenpeißenberg im fernen Oberbayern. Es war von dem Kurarzt Dr.med. Unger eingerichtet und betrieben worden. Dr. Unger verkaufte das Haus mit Mobiliar an Enno und Edel Wychgram und konnte noch rechtzeitig nach Amerika auswandern. Nach der Ankunft der Amerikaner Mai 1945 wurde der Grundstückerwerb auf Nachfrage seiner Söhne, die als Soldaten der US Army nach Deutschland kamen, geprüft und als von Dr. Enno und Edel Wychgram rechtmäßig erworben bestätigt.

Laut meiner Mutter wurde der Großvater auch nach Dienstende in Luckenwalde weiter von den Nazis belästigt und sogar einmal für ein paar Tage eingesperrt. Bei der Entlassung soll man ihm gedroht haben, dass er beim nächsten Mal in ein Lager käme. War es das, was zwei Menschen wie meine Großeltern, damals 53 und 54 Jahren alt, die niemals im Süden oder gar auf einem Berg gelebt haben, dazu brachte die Reichshauptstadt zu verlassen und sich nahe München, der Hauptstadt der Bewegung, anzusiedeln? War es eine Vorahnung? Enno Wychgram hatte den ersten Weltkrieg als Medizinstudent in Lazaretten an der Westfront erlebt. Er war zudem ein technisch begabter Mann und Fachmann für Optik. Die Vorstellung eines

Krieges aus der Luft war ihm sicher nicht unbekannt. Zudem hatte eben die Legion Condor in Guernica gezeigt, dass die deutsche Luftwaffe einen totalen Luftkrieg vorbereitete. Als die Wychgrams das Kurheim eröffneten, machte ihre Tochter Almuth im Sommer im Internat an der Reinhardtwaldschule bei Kassel Abitur und auch gleich den Führerschein für Automobile. Sie ist wohl auch gefahren, bis mit Kriegsbeginn die meisten privaten Kraftfahrzeuge gleich mit eingezogen wurden. Nach dem Krieg gab es bis 1962 kein eigenes Auto am Kurheim bzw. dem späteren Gästehaus Dr. Wychgram ab 1954. Sie erledigte einen Teil der Einkäufe im Dorf mit einem Damenfahrrad mit Gepäckträger und einem Korb, der an der Lenkstange eingehängt werden konnte. Das schob sie dann voll bepackt von der Bergstraße den Wiesenweg der über eine Treppe zum Vorplatz der Küche. Dort erwarteten sie ihre Gänse, die ihr mit großem Geschnatter entgegenflogen, um sie dann watschelnd zu begleiten.



Ihr Vater Enno Wychgram hatte sie, nachdem er in Berlin Schwierigkeiten mit den NS-Behörden bekam, in der Reinhardtwaldschule ‚versteckt‘. Weil sein Vater Prof. Dr. Jakob Wychgram Mentor des Internats zur Fortbildung höherer Töchter war, wurde sie von dieser Oberschule für Mädchen aufgenommen und erhielt einen Freiplatz. Das ist jedenfalls die Geschichte, die ich von meiner Mutter erfahren habe. Sie war sehr glücklich dort unter den wohlbehüteten Mädchen, die sich in der Abgeschiedenheit des 1899 von Dr. Johannes Gottlieb Schaumlöffel gegründeten Kur- und Pensionshauses Schocketal, das 1912 zur

Mädchenschule für höhere Töchter wurde, auf das Abitur vorbereitet. Sie beendete ihre Schulzeit im Sommer 1936 mit dem Abitur und lebte ab 1937 in Berlin bei ihrer Tante Dr. Marianne Wychgram-Hofmann, der jüngeren Schwester ihres Vaters in der Normannenstraße 9 in Nikolassee, einem Villenvorort im Südwesten der Stadt. Im Folgejahr diente sie als Blitzmädel, jedoch nicht an der Front, sondern mitten in Berlin als Telefonvermittlerin in der Schaltzentrale des Auslandsnachrichtendienstes unter Admiral Canaris. Meine Mutter beschrieb ihn als einen eleganten Herrn, der, wenn er im Amt war, öfter in Admiralsuniform und weißen Handschuhen, aber auch in Anzug und Krawatte seinen Stöpselmädels an ihren Schaltkästen „Guten Morgen!“ wünschte und nicht stiefelknallend „Heil Hitler!“ einforderte. Ein Jahr später begann sie eine Ausbildung zur Gutsekretärin. Ihr Bruder Hayo Wychgram hat zur selben Zeit in Ostfriesland eine zweijährige Ausbildung als Landwirt abgeschlossen. Ihr Großonkel Nikolaus Wychgram, Landesökonomierat und Eigentümer eines Gutes in Wybelsum nahe Emden war kinderlos geblieben. Der Erbe, in diesem Fall sein Neffe Hayo Wychgram konnte das Gut nur übernehmen, wenn er eine Ausbildung zum Landwirt nachweisen konnte. Die Entscheidung meiner Mutter für eine Ausbildung als Gutsekretärin erklärt sich möglicherweise vor diesem Hintergrund.

In dieser Zeit in Berlin muss Almuth Frauke ihren späteren Ehemann und künftigen Vater von fünf Söhnen, Friedrich-Wilhelm Huck kennen gelernt haben, den sein Vater, der Landwirt und Major a.D. Max Huck zum Landwirt ausbilden ließ, um das Familiengut in Jästersheim bei Guhrau nahe Breslau in Niederschlesien zu übernehmen. Danach fand er Anstellung bei der Reichswehr und hat ab September 1939 als Offizier der Kavallerie am Feldzug gegen Polen teilgenommen. Dabei wurde er schwer verwundet, war fortan von Kampfeinsätzen entbunden und kam in der Etappe als Pferdeexperte für die Musterung von Zugtieren in den besetzten Gebieten zum Einsatz.



Meine Mutter erzählte, dass er darin so gut war, dass er innerhalb von fünf Minuten feststellen konnte, ob ein Pferd gesund und fronttauglich war. Er war außerdem sehr gut aussehend und hatte vier Brüder. Der zweitälteste Bruder von Friedrich Wilhelm, Max Huck, ein erfolgreicher Springreiter, erregte damals die Aufmerksamkeit des Publikums im eben ans Reich angeschlossenen Rest der K.u.K. -Monarchie, der Republik Österreich, die nach dem Anschluss an das Deutsche Reich von 1938 bis 1942 zur Ostmark wurde. „Der fesche Rittmeister der Kavallerieschule, damals im Springstall, war zuerst im Vielseitigkeitsstall, gewann da

viele Militarys, 2x Insterburg, die Vormilitary für die Olympiade mit ‚gelber Kater‘. Im Jahre 1938 kam er zu einem Turnier nach Wien und gewann auch mit ‚Fasan‘.



Dort lernte ich Max Huck kennen und dort entsprang in meinem Herzen ein kleiner Funke, der aber noch nicht übergriff!“ So schildert die Reichsgräfin der Habsburger Monarchie, Leopoldine Khevenhüller-Metsch, die erste Begegnung mit ihrem späteren Ehegatten in ihren Erinnerungen, die sie im Januar 1989 im Alter von 76 Jahren selbst mit Schreibmaschine zu Papier brachte auf Seite Zehn.

FÜRST VON KHEVENHÜLLER - METSCH.



Es lag nicht nur am Krieg, der am 1.9.1939 begann, dass es dauerte bis Verlobung wie Ehe möglich wurden: Der Vater wollte seine jüngste Tochter, die für ihn als Kanzleileiterin arbeitete nicht entlassen: „Obwohl der Siegeszug der deutschen Truppen wirklich einmalig war, war ich wirklich keine Kriegsanhängerin, denn ich sollte ja im Krieg nicht heiraten und nach einem baldigen Ende sah es wahrhaftig nicht aus. Jedenfalls teilte ich dann meinen Eltern mit, dass wir heiraten würden. Max war mit seinem Regiment zu Pferde bis nach Bordeaux durchmarschiert, und hat nach Beendigung eine sehr schöne Zeit in Frankreich verlebt. Wir heirateten schließlich am 10.2.1941 in Berlin. Unser alter Religionslehrer Pf. Hope hat uns getraut. Zuerst hätte Mama kommen sollen, aber als damals schon die Tieffliegerangriffe über Berlin losgingen, wurde ihr das auch untersagt. Es waren da aber Ida, Josl (kam zufällig und unerwartet mit gebrochener Hand), Gotthard Marianne konnte nicht kommen, weil sie ein Kind erwartete, Didi und Dodo mit Tochter Leo, Tante Ida Solberg mit beiden Töchtern, alle Brüder von Max Huck bis auf Friedrich Wilhelm, der lag in Wels im Spital mit gebrochenem Bein.“ Seite 16.

Die Hochzeit meines Vaters Friedrich Wilhelm Huck und meiner Mutter Almuth Frauke Wychgram fand in Berlin statt. Am 24. August 1940. Tante Leopoldine, genannt Tante Podone, erwähnt dieses Ereignis nicht. Sie hatte andere Sorgen: Nach einem kurzen Hochzeitsurlaub in Garmisch muss Max wieder an die Front, ihr Vater will sie nicht mehr sehen.

„Erst im Sommer 1944 durfte ich wieder nach Schloß Riegersburg (Niederösterreich), als der totale Zusammenbruch vor der Tür stand. Ich wohnte also wieder in Jästersheim, half meiner Schwiegermutter wo ich konnte. Max kam selten auf Urlaub. An eine Episode erinnere ich mich noch genau, als ich aus dem Spital

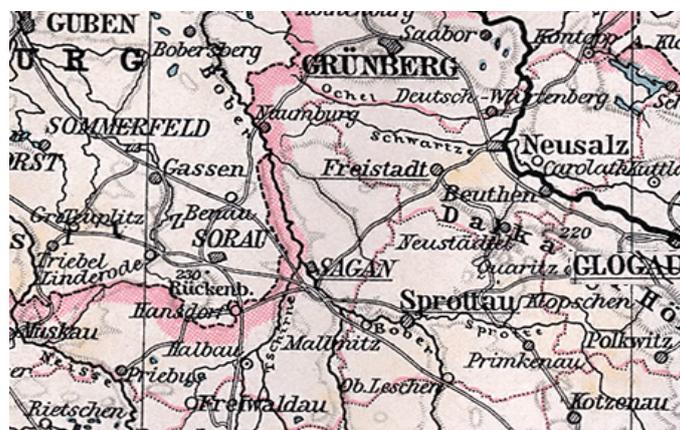
aus Breslau zurückkam. In der Frühe brachte mir meine Schwiegermutter Frühstück ans Bett, weil ich noch recht schlapp war und traf mich da heulend im Bett. Durchs Radio war der Einmarsch in Russland bekannt



Riegersburg

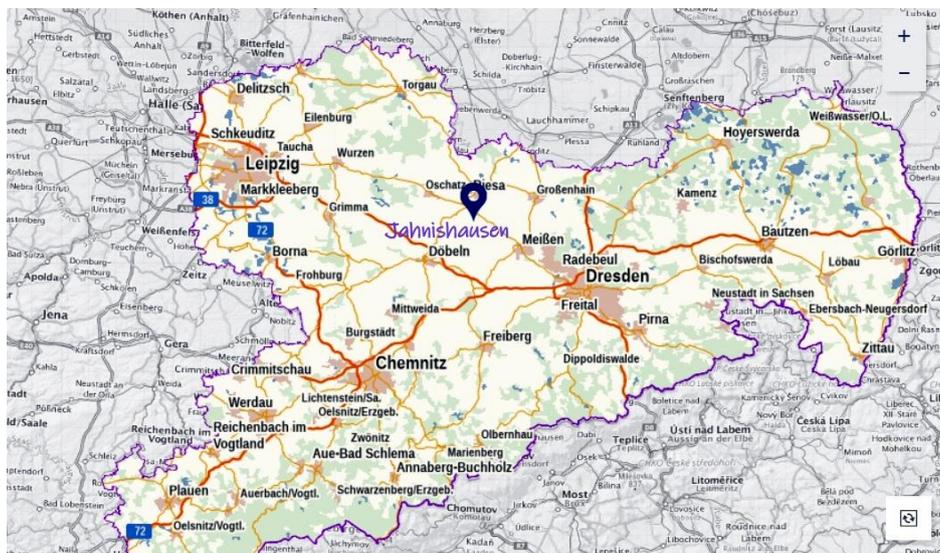
gegeben worden und das, dachte ich, wäre das Ende. Max machte den ganzen grausamen Feldzug mit bis Stalingrad, wo er dann schon eingekesselt heraus geflogen wurde, weil er Gelbsucht hatte, kam dann in ein Lazarett in Russland. Im Jahre 1943 wurde Max zur Umschulung auf Panzer nach Holstein versetzt. Wir konnten drei glückliche Wochen zusammen verbringen. Danach kam ich in die Hoffnung, wir waren voller Seligkeit....Schon das Jahr vorher hatten Almuth Huck und ich uns von Know-Maier in Reichen Birkendorf ein Haus gemietet, ein hübsches Biedermeierhaus: Wir wohnten da zusammen. Am 28.1.1944 fuhr ich dann mit der Bahn nach Breslau Die Wehen setzen kurz nach der Ankunft ein und im Spital in der Sprudelstraße 4 bring ich einen Buben zur Welt: 3,2 kg schwer und 52cm lang mit einer großen Nase und vielen schwarzen Haaren.“ (Seite 17)

Am 27. Januar 1944 ist der nächst jüngere Bruder von Friedrich-Wilhelm Huck, Joachim Huck als Kommandeur einer Panzerabteilung der 24. Panzerdivision im Alter von 26 Jahren bei Heiligenbeil in Ostpreußen gefallen. Meine Eltern haben bei der Wahl meiner Vornamen entschieden, Joachim als zweiten in meiner Geburtsurkunde einzutragen. Meinen ersten Vornamen, den mit zwei Vokalen und sieben Konsonanten hat meine Mutter beigetragen. Vielleicht war der damals in Mode wie Eckehard, Richard oder Gerhard. „Am 19. Mai fand eine nachträgliche Feier der Taufe von Podones erstem Sohn Mäxi statt, an der auch meine Mutter teilnahm. Almuth Huck war zu dieser Zeit zum dritten Mal schwanger.“



Nach Jörg Christian, der am 6. August 1941 im Kreiskrankenhaus Weilheim nahe dem Kurheim ihres Vaters geboren wurde, folgte am 23. Februar 1943 ein weiterer Sohn: Wolfgang ohne zweiten Vornamen. Er kam

wie ihr dritter Sohn Friedrich Christoph Huck in Guhrau am 3. August 1944 zur Welt. Am 12. Januar 1945 begann der erwartete Großangriff der Roten Armee an der Weichsel. Die Ziele waren Breslau, Frankfurt (Oder) und Königsberg. Am 19. Januar verlässt Podone mit Sohn Mäxi Jästersheim und erreicht im ungeheizten Viehwagen Glogau, wo sie in einem Saal mit neunzehn anderen Kindern übernachten. Am 21.1. geht es weiter bis Sagan, wo sie nachts um Eins ankommen. Zweieinhalb Stunden später geht es in einem Packwagen weiter, in dem sie schließlich Jahnishausen erreichen. Am 29.1. kommen die Eltern, Almuth mit drei Kindern und der jüngste der Gebrüder Huck, Dieter, im Auto einer Hebamme. Am 1.2. verlassen Podone mit Mäxi und ihr Schwager, der jüngste der fünf Gebrüder Huck, Dieter Huck Jahnishausen, um über Leipzig, Halle nach Goslar zu fahren, wo sie am 3.2. eintreffen und in der Nähe in Kirchbrak im Kreis Holzminden unterkommen. Am 25. Juni trifft Max Huck dort ein, der in Steiermark von den Engländern interniert, schon zwei Tage später auf freien Fuß entlassen wurde. Am 27. Juli trifft auch mein Vater Friedrich-Wilhelm mit Pferd und Wagen dort ein und alle fahren nach Verden zu den Eltern der Gebrüder Huck.

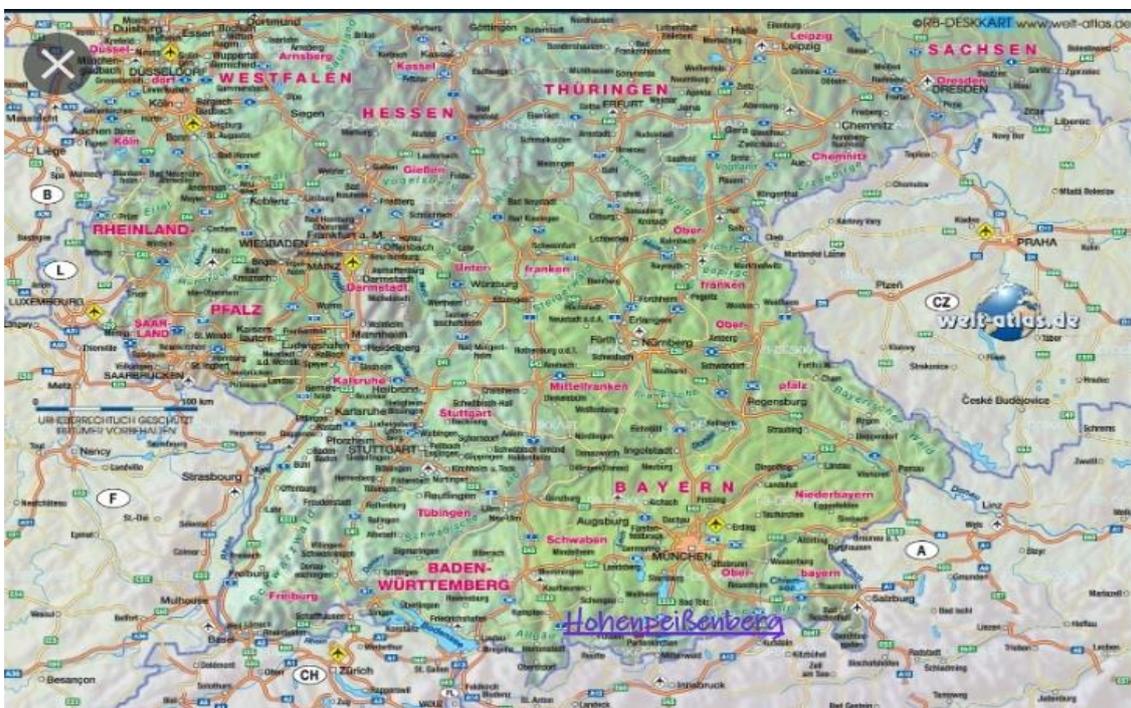


Im Jahr 1949 finden Max, Podone, ihre Söhne Mäxi und Sigismund, der im Herbst 1946 geboren wurde sowie die am 7. Februar 1948 geborene Tochter Marie Antoinette eine eigene Wohnung auf einem Hof in Bingartis. Dort gab es auch schon Pferde für Max zum Reiten und da er schon eine Stelle beim Pferdestammbuch in Kassel bekommen hatte, begann auch wieder an Reit- und Springturnieren teilzunehmen, die ab Mitte 1949 wieder stattfanden. 1953 zog die Familie nach Osterrode, Max setzte unterstützt von seiner Frau seine Karriere als Turnierreiter fort.



Als Leopoldines Mutter durch den Staatsvertrag zwischen Österreich und den sowjetischen Besatzern von 1956 die Besitzungen in Österreich zurück erhielt, zog die Familie erst nach Wien und später, nachdem das Verwaltungsgebäude des verwahten Schlossguts in Ladendorf bewohnbar gemacht wurde, nach Ladendorf im Bezirk Mistelbach.

Warum meine Mutter am 1. Februar 1945 nach dem Treffen in Jahnishausen westlich von Dresden nicht mit ihrem Gatten Friedrich-Wilhelm Huck und ihrer Schwägerin Podone nach Norddeutschland in die Nähe ihrer Schwiegereltern zog, sondern sich entschied mit den drei Söhnen Richtung Oberbayern zu ihren Eltern zu ziehen, ist nicht bekannt. Sie scheint in Jahnishausen noch geblieben zu sein, denn sie berichtete mündlich, dass sie am Tag vor dem Luftangriff auf Dresden von ihrer Freundin Irene Neuber am 12. Februar zur Feier ihres Geburtstag eingeladen wurde in die Stadt zu kommen. Sie lehnte ab, weil sie ihre drei Kleinkinder im Alter von dreieinhalb, zwei und einem halben Jahr alt nicht hätte mitbringen können. Sie fuhr also nicht nach Dresden, das in den Folgetagen von alliierten Bombern zerstört wurde, sondern am Tag darauf von Jahnishausen Richtung Chemnitz und Plauen und hat wohl zehn Tage später das Haus ihrer Eltern, das Kurheim Dr. Wychgram in Hohenpeißenberg in Oberbayern erschöpft und mit allen drei Söhnen unbeschadet erreicht.



Die Flucht aus Jästersheim und Breslau muss jedoch schrecklich gewesen sein. Sie erzählte, dass die Ränder der Fluchtwege übersät waren von Menschen, auch Kindern und Alten, die durch Kälte oder Hunger unterwegs gestorben seien. Es sei auch extrem schwierig gewesen Milch für ihre Kinder zu besorgen. Wenn der Treck gelegentlich zu einem Halt kam, hätten die Öfen in manchen bereits verlassenem Dörfern noch gebrannt, so dass sie dort die mitgeführte erfrorene Milch auftauen konnte. Unterwegs hätte sie dann auch Nachricht von dem verheerenden Luftangriff auf Dresden vom 13.-15. Februar erreicht, die sie sehr besorgten, weil sie nicht wusste, ob ihre Freundin überlebt hat. Sie hat erst Wochen später erfahren, dass Irene in einem Keller überleben konnte. Die Geschichte, die sie über ihre Zeit in Schlesien erzählte war voller guter und schöner Erinnerungen. Aber sie hatte bereits zuvor ein Leben, das sie bereits an viele Orte gebracht hat: von Kopenhagen nach Kiel, von da nach Ammerland in Ostfriesland, zehn Jahre später nach Luckenwalde, südlich von Berlin, aber immer wieder nach Berlin-Nikolassee, zu ihrer Tante, die als eine der ersten Frauen, in Preußen einen Doktor der Philosophie erwarben. An all diese Zeiten erinnerte sich meine Mutter gerne und erzählte von ihnen so lebhaft und anschaulich, dass ich sie noch immer wie Bilder vor mir sehe wie etwa die alten kolorierten Kupferstiche mit Ansichten von Kopenhagen, Emden oder Kiel, die sie in den Räumen des Kurheims umgaben.

Almuths Tante Marianne Wychgram promovierte mit einer Dissertation an der Georg August Universität zu Göttingen. Die Doktorarbeit ist ihren Eltern gewidmet. Das Datum der mündlichen Prüfung war der 12. März 1919. Die „Studien zur Geltung Quintilians in der deutschen und französischen Literatur des Barocks und der Aufklärung“ füllen nur 150 dicht bedruckte Seiten, aber nicht in Fraktur, sondern einer Type, die heute noch modern wirkt. So ist es auch mit dem Inhalt. Ausgehend vom Hauptwerk des Advokaten und Gerichtsredners Quintilian, gesucht und heute noch gefeiert als Lehrer der Rhetorik. Die „Institutio oratoria“, aus dem Jahr 88 nach Christus, behandelt, mit der elementaren Ausbildung beginnend, systematisch das gesamte Gebiet der Rhetorik. Quintilian war geprägt von der Redekunst und dem Stil Ciceros. Er sah in Cicero das Vorbild des Redners und Stilisten und die Verkörperung seines Bildungsideals. Wie kam es, dass ein solch altes Buch durch die Aufklärung so einflussreich auf unsere Kultur einwirkt, dass noch heute in einer Google Abfrage nach Quintilian einige tausende Ergebnisse aufgelistet werden? Marianne Wychgram sucht Zugang indem sie Zeugen befragt: 22 vom Mittelalter bis zum Barock und 30 Zeugen aus der Literatur der Aufklärung in Frankreich wie Deutschland. Das war vor hundert Jahren ein kecker Versuch, den man hundert Jahre später nochmal vor dem Hintergrund der anthropogenen Umweltkatastrophe durchführen sollte. Sie heiratete später den Berliner Philosophen Paul Hofmann und hieß seitdem Hofmann-Wychgram. Paul Hofmann bezeichnete seine Philosophie als ‚Sinnerforschung‘. Die erscheint heutzutage ziemlich abgehoben, aber ist nicht wesentlich radikaler als die von Husserl, Heidegger, Karl Jaspers oder anderer zeitgenössischer Zunftgenossen.



Die akademische Welt, die ihre Vorfahren durchlebten, war nicht die Welt nach der sich Almuth, die 1938 zwanzig Jahre alt wurde, sehnte. Sie wollte Land, einen Gutshof, Pferde, Felder und Äcker, die es zu bewirtschaften galt. Nicht den kleinen Bauernhof, der hinter dem Kurheim unterhalb der Heilstätt lag und von einem Pächter betrieben wurde. Sie wollte eine eigene Wirtschaft mit einem treuen Gatten, vielen Kindern im Gutshaus und ein paar dutzend Beschäftigten um etwa 300 ha zu bewirtschaften. Das Gut ihres Onkels in Wybelsum an der Nordseeküste bei Emden in Ostfriesland war wesentlich kleiner und ihr Onkel, Ökonomierat Nikolaus Wychgram noch gesund und munter.

Sein Bruder Prof. Dr. Jacob Anton Wychgram war bereits im November 1927 verstorben, kurz vor seinem siebzigsten Geburtstag. Seine Enkelin Almuth war damals neun Jahre alt. Almuths Onkel Nikolaus starb am 20. April 1941 in Emden, als sie bereits nach Gut Jästersheim bei Guhrau, heute Gora, gezogen war. Ihr Bruder Hayo, der von 1936 bis 1938 eine landwirtschaftliche Ausbildung durchlief, um als Hoferbe anerkannt zu werden, erbte den Hof nach dem Tode seines Onkels. Er setzte einen Pächter ein, der den Hof

bewirtschaftete. Hayo wurde am 5.10.1939 zum Wehrdienst eingezogen und begann das medizinische Studium als Angehöriger der Luftwaffen-Sanitätstruppen mit dem Wintersemester 1941/42 München; die nächsten zwei Semester studierte er an der Universität Strassburg. 1944 wurde er als Sanitäter nach Italien versetzt. Im Herbst setzte er sein Studium in Tübingen fort und bestand am 13.3.1945 das Physikum. Danach kehrte er zurück zur Truppe nach Tirol, geriet in Österreich in Gefangenschaft, wurde am 27.5. 1945 entlassen und lebte die nächsten Monate im Haus seiner Eltern am Hohenpeißenberg. Zu Beginn des Wintersemesters 1945 reist er nach Tübingen um das Studium der Medizin zu bringen: Promotion 16.11.1948, Approbation 31.3.1950. Anerkennung als Facharzt für Augenkrankheiten am 27.12.1954.



Hayo und Enno Wychgram 1939

Im Sommer darauf findet er eine Facharztstelle und eröffnet eine Praxis als Augenarzt in Murnau am Staffelsee in Oberbayern etwa dreißig Kilometer vom Hohenpeißenberg entfernt, wo seine Mutter wie auch seine Schwester und ihre inzwischen fünf Söhne lebten. Hayo hatte kurz nach seiner Rückkehr nach Tübingen Traudi Jerschke geheiratet und wenig später wurden Renate am 25. April 1948 und Sybille am 8. Januar 1950 in Tübingen geboren.

Am wohlsten fühlte Almuth Wychgram sich in der Hauptstadt Berlin. Sie mochte auch die gepflegten Verhältnisse, in denen ihre Tante und ihr Onkel im Villenviertel Nikolassee residierten. Es war immer Platz für die Familienmitglieder bei Tante Manna in der Normannenstraße, in Laufnähe zum S-Bahnhof Nikolassee. Auch ich sollte später allein oder zu Familienanlässen dort unterkommen und von ihr etwas lernen, was sie „gutes Benehmen“ nannte oder „Umgangsformen“, nicht nur im Sinne von Knigge, sondern auch von intellektueller Redlichkeit in der Rhetorik. Das setzt voraus, dass man sich bemüht, in Zusammenhängen zu denken, die den anderen nicht überfordern. Was Tante Manna nicht mochte war Phantasielosigkeit oder geistige Trägheit. Sie war eine Salondame der alten Zeit, man sagte auch Grand Dame dazu und dachte an den Salon von Gertrude Stein und die Leute, die sich dort begegneten. Bei Tante Manna gab es eine große Bibliothek und Arbeitsraum mit mächtigem Schreibtisch aus dunkler Eiche, an dem ihr Vater ab 1880 sein Opus Magnum „Schiller – Dem deutschen Volke dargestellt“ geschrieben hat. Der mit vielen Bildern und Faksimiles versehene Prachtband mit 542 Seiten wurde 1922 in siebter Auflage gedruckt. In einer Ecke der Tischplatte befand sich handgroßer Tintenleck. Ein Vergleich mit Martin Luthers Wurf mit dem Tintenfass nach dem Teufel liegt nahe, ist aber unbegründet. Mein Uropa ist wohl wegen einer optischen Parallaxe gegen das Tintenfass gestoßen, das daraufhin umkippte. Der Schreibtisch ist umgeben von verglasten Büchervitrinen und hohen offenen Regalen voller Bücher, tausende, wohl geordnet. An einer Wand stand ein

mächtiges, mit moosgrünem Brokat bezogenes Sofa vor einem großen ovalen Tisch aus Mahagoni und spiegelnder Tischplatte. Darum stehen drei gepolsterte ebenso mit Brokat bezogene Sessel. Über dem Sofa ein fast zwei Meter hohes Portrait von Johann W. Goethe in einem eleganten Biedermeierrahmen. Darunter befand sich der Lieblingsplatz meiner Großtante Dr.phil. Marianne Hofmann-Wychgram. Rechts vom Sofa führte eine französische Tür auf eine Balkonterrasse mit Ausblick auf hohe Laubbäume und Gartenanlage. Von ihrem Platz aus hatte sie alles unter Kontrolle: Den großen Bibliotheksraum und seinem hohen Fenster zur Südseite, den Balkon zur Rechten und zur Linken in den Hauptraum, in dem ein schwarzer Bechstein Flügel stand und ein weiterer runder Tisch für sechs Personen.



Almuth und Edel Wychgram auf dem Balkon in Berlin-Nikolassee

Über der Tischmitte hing ein zwölfarmiger Kronleuchter aus venezianischem Buntglas mit vielen Verzierungen. „Alles mundgeblasen in Murano. Venedig ist so wunderschön. Diesem Leuchter konnte ich nicht widerstehen. Er wurde mir hier her zugeschickt.“ Dort hing er dann, seit Tante Manna ihn im Juni 1927 aufhängen ließ. Das Ding hatte fast 2m Durchmesser und hing dort bis zum Tode von Tante Manna im März 1983. Ich denke jedoch, dass es ein Höllenjob war, das Ding und seine Hundert Einzelteile zu putzen.

Almuth blieb Berlin treu, auch während der vielen Jahrzehnte, die sie später unter Oberbayern verbrachte. Es blieb die Stadt in der sie sich am meisten aufhielt, vor allem in den siebziger Jahren, als sie häufig von München nach Berlin flog, um ihrer Tante den Haushalt zu führen und später auch bis zu ihrem Tod zu pflegen. Auf dem Foto sieht man in der Mitte stehend Almuth Wychgram ihrer Mutter Edel zugewandt auf dem Balkon des Hauses von Marianne Wychgram-Hofmann in Berlin-Nikolassee 1939.

Nun war Almuth im Februar 1945 jedoch im Haus ihrer Eltern am Hohenpeißenberg gelandet, in dem sie bisher meist nur auf Durchreise war. Abseits vom gesellschaftlichen Leben der schlesischen Gutshöfe, die nun unter polnischer Verwaltung standen. Selbst das Reisen innerhalb Deutschlands war durch die Grenzen der Besatzungszonen vorerst nicht möglich. Wahrscheinlich war ihr Mann Friedrich Wilhelm Huck in Norddeutschland in der britischen Zone bei der Huck Familie untergekommen. Auch seine Zukunft war ungewiss. Was sollte der Landwirt und Hauptmann a.D. in Hohenpeißenberg anfangen? Ein 200 Hektar Gut pachten? War in dieser Landschaft weder möglich noch sinnvoll. In der Ukraine wäre das gegangen. Mit Anschluss an die Reichsautobahn von Kiew nach Berlin. Irgendwann ist aber auch mein Vater am Berg angekommen, in der von den USA besetzten Zonen Deutschlands. Dort versuchten alle an Zigaretten,

Seidenstrümpfe, Kaffee und Dollars aus Amerika zu kommen. Der Schwarzmarkt boomte in München wie überall in Nachkriegsdeutschland. Der Roman "Off Limits" von Hans Habe erschien 1955 bei Kurt Desch. Die Handlung des populären Buches ist während der US-Besatzungszeit in München angesiedelt und basiert auf autobiographischen Erfahrungen des Autors, der als leitender US-Pressesoffizier in München tätig war. Er beschreibt die Situation zwischen der Kapitulation 1945 und der Währungsreform 1948. Die Amis waren überall in Oberbayern: In Garmisch, Bad Tölz, am Tegern-, Starnberger-, Murnauer- oder Chiemsee. Die ehemaligen Gebirgsjäger- oder SS-Kasernen der Alpenfestung wurden von ihnen übernommen. Die Nachfrage nach deutschen Zivilbeschäftigten stieg im Rahmen der Entnazifizierung ab 1947. Ein Persilschein, wie die Bestätigung der Nichtbelastung durch die Verbrechen der Naziherrschaft genannt wurde, machte es auch möglich die offenen Stellen in Verwaltung und Justiz der amerikanischen Besatzungszone zu besetzen. 1946 muss Friedrich Wilhelm jedenfalls am Hohenpeißenberg gewesen sein, denn am 4. April 1947 wurde ich nach dem kältesten Winter seit Stalingrad geboren. Nach Weihnachten war es wochenlang so kalt, dass die Wasserleitungen einfroren und der Schnee lag so hoch, dass die Versorgung auch trotz Hilfe der Besatzungsmächte in vielen Gebieten zusammenbrach.

Es ist nicht bekannt an welchem Ort meine Mutter Almuth Huck den Eintritt der Wehen, die meine Geburt ankündigten, bemerkte und darauf reagiert hat. Ebenso ist unbekannt ob mein Großvater, selbst Arzt, entschieden hat, sie vom Hohenpeißenberg in das sechzehn Kilometer entfernte Weilheim zu fahren oder ob er sich überhaupt im Kurheim, das er damals noch leitete, aufhielt, oder ob er noch als Kreisarzt des Landkreis Schongau aktiv war. Oder ob er sich vielleicht in Dießen am Ammersee bei einer Freundin aufhielt, wohin er laut meiner Mutter öfter floh, wenn ihm der Lärm zu viel wurde, den die Großfamilie, besonders aber meine drei älteren Brüder und deren Spielgesellen verursachten.



Vielleicht hat sie das einzige Taxi vor Ort, das der Schuhmacher Pröbstl an der Hauptstraße betrieb, und auch eines der wenigen Telefone der kleinen Gemeinde besaß, angerufen. Das Kurheim und seine Gäste waren gute Kunden von Herrn Pröbstl und konnten ihn selbst nachts aus dem Bett zum Dienst rufen. Auch der Hubertushof des Herrn van Scherpenberg nebenan an der Bergstraße und sein Pächter Pascha konnten das. Aber wieso musste sie ein Taxi rufen? Als der Kreis Schongau im Mai 1945 von den Amerikanern besetzt war, wurde ihr Vater Dr. Engelhard Wychgram auf Vorschlag des von den Amerikanern eingesetzten Landrats Franz-Josef Strauß zum Kreisarzt des Landkreis Schongau bestellt. Enno Wychgram war der einzige unbelastete Arzt im Landkreis, der kein Mitglied der Reichsärztekammer oder irgendeiner Naziorganisation war und dadurch als Kreisarzt wirken konnte. Er bekam einen Dienstwagen der Marke Opel, den er wegen seiner Unzuverlässigkeit nicht sehr schätzte und dessen ovales Markenzeichen er deshalb um die Achse

drehte. Er hieß von da an Lepo. Das Kurheim hatte schon seit 1928 eines der wenigen Telefone in Hohenpeißenberg, die erst mit Kriegsende verstummt und jetzt wieder auf Leitung geschaltet wurden. Almuths Vater wie ihre Mutter Edel waren Arzt. Dr. Engelhard Wychgram, geboren am 26. Juni 1882 muss meine Großmutter Dr. Edel Wychgram, am 23.10. 1881 geborene Secher aus Kopenhagen getroffen haben, als Edel, eine der ersten Däninnen, die sich entschieden hatten, Zahnmedizin zu studieren und an der schleswig-holsteinischen deutschen Christian-Albrechts-Universität in Kiel zum Studium zugelassen wurde.



In ihrer Heimat war Frauen der Zugang zur Universität noch verwehrt, obwohl die Sechers angesehene Mediziner in Kopenhagen waren und die Dänen sich nicht gerne an die „*Dybbøl skanser*“ und den verlorenen Krieg gegen das Königreich Preußen von 1864 erinnerten. Enno und Edel vermählten sich am 24. 7. 1910 in Kopenhagen. Engelhard, genannt Enno, Sohn meines Urgroßvaters Prof. Jacob Wychgram, hat nach dem Abitur Medizin in Kiel studiert und war in Weiterbildung zum Facharzt für Psychiatrie, als 1914 der Weltkrieg begann und er als praktischer Arzt an die Front gerufen wurde, um in den Lazaretten in der Etappe denen zu helfen, die dem Inferno körperlich oder seelisch verstümmelt entkommen sind. Am 6. September 1916 wurde in Kiel mein Onkel Hayo Lenard Wychgram geboren. Am 12. Februar 1918 folgte meine Mutter, diesmal in Kopenhagen geboren, wohin ihre Mutter Edel vor den Wirren des Kaiserreichs gegen Kriegsende zu ihrer Familie Secher geflohen war.

Wenn meine Mutter nicht schon vor Einsetzen der Wehen das Krankenhaus aufgesucht hat, wird sie das mit ihrer Mutter besprochen haben. Edel war zwar Zahnärztin und zusammen mit Enno unterhielten sie ein Laboratorium und eine große Hausapotheke, die dem Bedarf des Kurheims, seiner Gäste wie seiner Familie und Angestellten entsprach. Wieso also hat keine Hausgeburt stattgefunden? Wurde mein ältester Bruder Jörg, der einzige, der bisher im August 1941 in Weilheim zur Welt kam, dazu ins dortige Kreiskrankenhaus gebracht? Wurden meine zwei nächstälteren Brüder Wolfgang und Friedrich, im Gut der Familie in Jästersheim im Februar 1941 bzw. im August 1944 Oberschlesien geboren oder im Krankenhaus der nahen Kreisstadt Guhrau? Hatte eine Hebamme im Gutshaus Geburtshilfe geleistet? War unser Vater Friedrich-Wilhelm Huck, bei der Geburt auf Fronturlaub anwesend? Wo war er als Jörg 1941 in Weilheim geboren wurde? Im Hause seines Schwiegervaters auf dem Hohenpeißenberg? Zurück aus dem Frankreich Feldzug bei dessen Tochter? Wie war das Verhältnis zwischen dem Humanisten Enno Wychgram und dem Offizier der Kavallerie?

Warum war meine Mutter damals – nur ein Jahr nach ihrer Hochzeit am 24. August 1940 in Berlin, wo sie bei ihrer Tante Dr. Marianne Hofmann-Wychgram, die eine geräumige Villa in der Normannenstraße im feinen

Vorort Nikolassee ihr eigen nennen konnte – nicht einfach bis zur Niederkunft ihres ersten Sohnes dort geblieben? Warum fand die Geburt von Jörg nicht im Gut Jästersheim unseres Vaters statt? Wie auch immer, diesmal geht es um meine Geburt, die erste Geburt, die sie unter friedlichen Bedingungen austragen konnte. Ich bin ihr erstes Nachkriegskind und obwohl die Besatzer noch Reparationen durch direkte Beschlagnahme vor Ort requirierten, funktionierte der Bahnverkehr und die Leitungen für Elektrizität und Telefon waren intakt. Damit ließ sich die Beute der Sieger auch besser verfrachten. Das geschah auch mit dem großen Küchenherd des Kurheims. Er wurde unter Klagen des Personals auf Rollen durch die große Doppeltür der Küche mit einem Kran auf einen Armeelaster der US Army gehievt. Allerdings kam der große Herd bald darauf durch die Intervention des damals für den Landkreis Schongau durch die Amerikaner eingesetzten Landrats Franz-Josef Strauß zurück, nachdem sich herausgestellt hatte, dass der Herd aus dem Kurheim des von Strauß bestellten Kreisarztes Dr. Wychgram stammte. Meine Geburt erfolgte nachts um drei am 4. April 1947, einem Karfreitag im katholischen Oberbayern.

Deshalb stellt sich die Frage, ob im Kreiskrankenhaus Weilheim noch ein Generator stand, denn dass Leitungen intakt sind heißt ja noch lange nicht, dass damit Strom übertragen wird und wenn, ob er auch Zivilisten zugeführt wird. Wie stand es also um die Stromversorgung? Gab es nachts um halb drei Strom? Wurde ich umgeben von flackernden Kerzen geboren oder dem funzeligen Licht von Grubenlampen des nahen Bergwerks in Peißenberg, die als Notbeleuchtung dienten? Oder haben die Amerikaner auch die mitgenommen? Warum fand die Niederkunft nicht im Kreissaal des Kreiskrankenhauses Schongau statt, für das mein Großvater als Kreisarzt zuständig war? War er das nicht mehr? Ist er mit vierundsechzig Jahren und fünf Monate vor seiner Pensionierung bereits in den Ruhestand versetzt worden? War er Generator dort vielleicht schon abmontiert? Wurde in dieser Nacht vielleicht nur dem Weilheimer Krankenhaus Strom zugeteilt? Möglicherweise war im Schongauer Krankenhaus kein Bett frei, oder es fehlte an Personal oder die Straße dorthin war gesperrt, was Anfang April bei einsetzender Schneeschmelze passieren kann. In meiner Erinnerung war die Stromversorgung gut, es war sehr hell, als ob die helle Mittagssonne den Äquator beleuchtet oder tausende Neonröhren im Kreissaal des Weilheimer Kreiskrankenhauses installiert waren. An die Zeit die darauf folgte fehlt mir die Erinnerung. Als mein Großvater mich zum ersten Mal nach meiner Geburt 1947 sah, soll er gesagt haben: „Das ist ja ein Utz.“ Das blieb! Ich wurde fortan so gerufen. Meine Mutter jedoch rief mich Putzel mit einem gedehnten ‚u‘.



Ich selbst habe keine visuelle persönliche Erinnerung an meinen Großvater und als ich laufen konnte, war er bereits in die Heimat seiner Ahnen nach Ostfriesland zurückgekehrt, um dort seinen Lebensabend zu verbringen. Seine Frau, meine geliebte dänische Großmutter hatte sich scheinbar entschieden bei ihrer Tochter und den vier Enkeln weiter im Kurheim am Hohenpeißenberg mit Alpenblick zu leben. Vielleicht war Enno aber zu meiner Taufe anwesend und hat die Fotos gemacht auf denen ich auf dem Schoß seiner blinden Mutter sitze. Zu diesem Tag waren auch mein Taufpate Günther Mack, ein Freund meines Vaters und meine Taufpatinnen Tante Traudi und eine Freundin meiner Mutter, Gräfin von der Recke angereist. Das ist in meiner Taufurkunde eingetragen.

Ich habe auch keine Erinnerung an meinen Großvater, auch nicht an seinen Todestag an Heiligabend 1951 im fernen Ostfriesland auf der Insel Norderney. Erst später erfuhr ich davon und dass er dort von Fischern beigelegt wurde. Es war ein verständlicher Tod. Im Juli 1952 wäre Großvater siebzig Jahre alt geworden, vielleicht wäre er noch einmal nach Hohenpeißenberg gekommen. Dann hätte ich ihn noch erleben können. So blieb mir nur ein großes schwarz-weiß Foto auf dem ein gütiger, nachdenklich blickender Mann mit weißen Haaren aus hellen und wachsamen Augen sein Gegenüber durch zwei rundgefasste Gläser einer Nickelbrille mustert.

Kindheitserinnerungen

An meine ersten drei Lebensjahre kann ich mich auch sonst nur wenig erinnern. Eins war aber sicher: Ich verbrachte diese Jahre vor allem in dem kleinen Schlafzimmer meiner Mutter in direkter Nähe zu dem großen Schlafzimmer mit dem verlassenem Ehebett, in dem meine drei älteren Brüder schliefen. Nachdem unsere Mutter sich ab Herbst 1950 auf die Geburt ihres fünften Kindes vorbereitete, wechselte ich in das große Schlafzimmer zu meinen Brüdern. Die waren alle bereits schulpflichtig und machten sich morgens um halb acht auf den Weg zur Schule auf dem Berg, während ich als einziger zu Hause blieb. Dort war ich zwar nicht allein, es war noch meine Mutter wie meine Großmutter im Haus und am großen Herd in der Küche konnte ich der dicken Berta zusehen, wie sie das Mittagessen zubereitete.

Der Herd war etwa zweieinhalb Meter lang und stand, mit der kurzen Seite an der Wand zwischen Heizungsraum und Schwingtür zum Treppenaufgang zur Diele des Hauptgebäudes, in der Mitte der Küche. Er hatte vier Kochplatten, ein Heißwasserbecken auf der einen Seite des Kochfeldes und ein großes Backrohr mit einer Abstellfläche darüber auf der anderen. In der Mitte davon, unter den Kochplatten glänzte eine weiß emaillierte Ofentür, so groß und weiß wie auch die Tür zum Backrohr nebenan. Hinter der Ofentür brannte das große Feuer, das ich durch einen Türspalt aus meiner damaligen Augenhöhe flackern sah. Im aufrecht gehen war ich damals ein Anfänger. Als ich mich dem Spalt näherte und die Hitze spürte, die mir entgegenschlug, wankte ich, suchte Halt und patschte mit meinen Händen auf die heiße, weiße Emaille. Mein Geschrei erschreckte die dicke Berta so, dass sie den Kochlöffel auf die heiße Herdplatte warf, einen Schritt zurück vom Ofen trat und mich am Boden entdeckte, hochhob und mich mit ihren kräftigen Arm gegen ihren enormen Busen drückte, um sich meine Hände anzusehen. „Hör auf zu weinen! Das werden wir gleich behandeln.“ Sie ging mit mir zur Anrichte, hob die Haube von der Butterschale und strich mit dem Zeigefinger einmal über die Butter, um damit meine Hände zu bestreichen. Danach holte sie einen Esslöffel aus der Schublade, fuhr einmal mit ihm durch das Mehlglass und bestäubte meine Butterhände. Es sah aus als ob es schneite. Berta sah mein Erstaunen, setzte mich ab und sagte: „So kleiner Utz. Das war's.“ Sie setzte mich auf einen Küchenstuhl: „Hier bleibst du jetzt und halte deine Hände gefaltet. Wenn die Sauerkrautroulade im Rohr ist, kannst du sie wieder aufmachen.“

Was eine Sauerkrautroulade ist wusste ich damals noch nicht. Aber eines wusste ich: Wenn Berta die vollen Backbleche ins Rohr schob und die Tür mit einem energischen Griff zuriegelte, legte sie danach eine Pause ein. So geschah es. Sie kam zu mir, hob mich vom Stuhl, besah meine Hände, warf mir einen aufmunternden Blick zu, drückte mich gegen ihre Brust und ging mit mir zum Aufzug, der von der Küche in das darüber liegende Esszimmer führte. Sie zog mit einer Hand die Klappe hoch und setzte mich in den Kasten, der sonst voll mit Geschirr oder Speisen von der Küche an zwei Schiffstauen über eine Seilwinde von der Küche in das Hauptgeschoß gezogen werden kann. „So kleiner Utz, ich muss jetzt nach oben ins Esszimmer. Gleich wird es dunkel. Sei brav, wir sehen uns oben wieder.“ Dann zog sie mit beiden Armen an den Tauen an den Seiten des Kastens und begann zu ziehen bis es dunkel wurde und wenig später das Einrasten eines Zahnrades zu hören war. Kurz darauf knarzten die Dielen des Esszimmers unter Bertas Gewicht bis sie vor der Schiebetür des Aufzugs Halt machte, um sie nach oben zu schieben und mir ihre geöffneten kräftigen Arme entgegen zu strecken, mich herauszuheben und mich mit einem Klaps auf den Po auf dem Holzboden des Esszimmers abzusetzen. An der Treppe, die vom Erdgeschoß zur Küche führte, gab es eine Tür. Auf der Tür stand

Laboratorium. Dort wohnte noch ein Paar mit Baby, das zwangseinquartiert worden war und auf die Zuteilung einer eigenen Wohnung wartete. Als ich meine Mutter fragte, was das bedeutet, erklärte sie mir was dort geschrieben stand und dass in diesem Raum ihre Mutter vorher ihre Zahnarztpraxis betrieb. Hinter der Tür war davon nichts mehr zu sehen. Es war ein spärlich möblierter Raum, der der Familie Bleichert als Wohn- und Schlafzimmer diente und wo sie sich zumeist aufhielten. Auf Grund der Hanglage befanden sich Küche und Wirtschaftsräume einen Stock unter dem Haupthaus. Der rechte Flügel des Haupthauses, war nicht unterkellert. Auch der Anbau an den linken Flügel ist unterkellert. Speisekammern, eine Werkstatt, Kohlenkeller und eine Toilette. Der Platz vor der Küche war über eine Zufahrt vom oberen Haupthaus am Anbau vorbei bergab zu erreichen. Die Küche selbst hatte eine zweiflügelige verglaste Tür und eine überdachte Terrasse. Der Platz davor wurde auch als Holzplatz genutzt und es gab dort immer einen Haufen von Holzrundlingen, die darauf warteten auf dem großen Hackklotz gespalten zu werden. In einem Schuppen auf der Westseite gab es einen Stall für einen Hahn und etwa dreißig Hühner sowie Raum für Futter und Stroh für die Hühner sowie trockene Lagerung des gespaltenen Brennholzes. Hinter dem Hühnerstall gab es einen Misthaufen, der auch den Dünger für den großen Obst- und Gemüsegarten lieferte, den meine Mutter mit großer Sorgfalt bearbeitete, denn von dort kam fast alles, was die dicke Berta zum Kochen brauchte. Ein schmaler Pfad führte am Berg entlang zu einer Schlucht, in die der Abfall des Hauses entsorgt wurde. Das geschah mit einem hölzernen Schubkarren mit einem eisenbeschlagenen Rad, der auf dem Platz vor der Küche stand. Es war nicht einfach diesen Schubkarren den schmalen Pfad entlang zu schieben und den Unrat abzuladen. Ich habe es erst viel später gelernt. Aber ab vier Jahren begann ich das Haus und seine Umgebung zu erkunden und auch die Schlucht, so wurde der Ort am Bergbach genannt, an dem der Schubkarren ausgekippt wurde. Es war eine Müllhalde direkt an einem Bächlein voller frischem Berg Wasser. Das Kurheim bezieht sein eigenes Wasser aus einem zweiten Bergbach nur wenige hundert Meter Richtung Osten. Das Land zwischen diesen Bächen gehört dem Kurheim. Vier Hektar, davon eineinhalb Hektar Wald.

Nach dem Zwölfuhrläuten von der Kirche auf dem Berg kamen meine Brüder von der Schule zum Mittagessen nach Hause. Inzwischen war Ende 1950 auch unser jüngster Bruder Klaus zur Welt gekommen und ich war nicht mehr das Baby, sondern er. Meine älteren Brüder hatten das noch nicht verstanden. Wenn sie nachmittags loszogen, um sich im Dorf mit Freunden zu treffen, wollten sie mich nicht dabei haben. Zum einen befürchteten sie vielleicht, dass ich sie bei der Mutter verpetze, zum anderen war ich ihnen nicht schnell genug, wenn es darum ging vor wütenden Erwachsenen davon zu laufen. Deshalb wehrten sie sich, wenn ich mich aufdrängte. Dann nannten sie mich „dickes Baby“ oder „Mädchen“, was mich empörte und in mir etwas wachsen ließ, was ich vorher nicht kannte: meinen Willen durchzusetzen. Ein Jahr später hatte ich es mit Unterstützung unserer Mutter geschafft. Ich habe sie einfach gefragt, ob sie etwas dagegen hätte, wenn ich mit meinen Brüdern losziehen würde. Sie hatte nichts dagegen und übertrug die Verantwortung für mich an Jörg, den Ältesten, der selbst erst elf Jahre alt, zwar knurrte, aber nun ertragen musste, dass ich bei den Streifzügen durch das Dorf und seine vielen kleinen Krämerläden dabei war.

Da ich noch zu klein war die verlockenden Waren wie Süßigkeiten oder Spielzeuge in den Regalen zu erreichen, konnte ich nur das sehen, was meine Brüder mir zeigten was sie ergattert hatten. Ob sie das bezahlt hatten oder nicht wusste ich nicht. Es war zumeist Spielzeug wie kleine Flugzeuge, Panzer, Schiffe oder Autos aus Plastik, die mit Liebesperlen gefüllt waren. Die bunten Globuli aus Zucker, die sie enthielten, wurden brüderlich geteilt, aber die Spielzeuge blieben im Besitz des Bruders, der sie erbeutet hatte. Wenn ich damit spielen wollte, musste ich um Erlaubnis fragen, denn sie gehörten nun ihnen. Ich beschwerte mich darüber bei der Mutter und trat damit eine Lawine los, die ich nicht vorhersehen konnte, aber aus der ich lernte, das man nicht in Besitz nehmen konnte, was einem nicht gehörte, es sei denn der Besitz wurde rechtmäßig erworben oder geschenkt. Sie fand schnell heraus, dass meine Brüder die Spielzeuge nicht bezahlt hatten und sperrte uns zur Strafe in unserem Schlafzimmer ein. Mein nächstälterer Bruder Fritz ärgerte sich am meisten über mich. Er boxte und trat nach mir, dem Baby, der Petze, dem Daumenlutscher und Bärenfreund.

Alle drei waren auf dem Planwagen mit der Mutter von Schlesien nach Oberbayern geflohen. Jörg war damals viereinhalb, Wölfi zweieinhalb und Fritzi ein halbes Jahr alt. Nur Jörg konnte sich erinnern, aber sprach selten über Details, wohl aber darüber, dass er wie seine Brüder vor ihrer Flucht auf einem Gutshof in Schlesien gelebt haben. Lebensbedingungen der Flucht oder Erlebnisbilder davon kamen kaum vor. Es gab auch kein Bedauern über den Verlust des Familienbesitzes vor fast sechs Jahren. Vielleicht war ich, damals knapp fünf Jahre alt, mental ein Baby, obwohl ich mich wie Wölfi mühte, den Gesprächen meiner älteren Brüder, einen Sinn zu entnehmen. Es war wahrscheinlich Jörg, der die Situation entschärfte, indem er begann die Beute auf dem Boden auszubreiten und Wölfi, Fritzi und später auch mich aufforderte mit Panzer, Flugzeug, Schiff oder Jeep zu spielen, die ihm Mutter nach einer Standpauke überlassen hatte.



Es muss im Sommer 1952 gewesen sein, etwa im Juli. Es war ein schöner heißer Sommer mit endlos blauem Himmel. Wir Kinder konnten nackt herumtollen und uns in großen ovalen Zinkwannen abkühlen, bis die Wannen eines Tages leer blieben. Auch aus den Wasserhähnen in der ersten Etage kam kein Wasser mehr, sondern nur ein röchelndes Gluckern aus Mitteleerde.

Es war vormittags, als ich am Rockzipfel meiner Mutter hängend auf dem Platz hinter dem Haus stand und mein Vater vom Berg etwas oberhalb des Hauses durch das hohe Gras zum Haus zurückstapfte. „Die Wasserreserve ist fast leer. Entweder ist der Zufluss verstopft oder die Quelle ist versiegt. Wer hier weiß denn, wo im Berg genau die Quelle zu finden ist?“ „Ich weiß vom Vater wo in etwa die Quelle liegt. Wenn wir suchen, werden wir sie finden. Lass uns hochgehen!“ antwortete meine Mutter. Ich wollte natürlich mitgenommen werden und so gingen wir zu Dritt den Weg vom Sandplatz hinter dem Haus, der etwa die Größe eines Tennisplatzes hatte, Richtung Kirchweg. Davor bogen wir rechts in Richtung Heilstätt, wie die Einheimischen den Abhang nannten, weil das Haus darunter ja früher eine Heilstätte war und sich dort auch eine Sonnenterrasse befand, die im damals katholisch-konservativen Oberbayern doch einiges Aufsehen erregt haben muss.

1952 stand dort jedenfalls keine Halle mehr mit Sonnenliegen und erschöpften Kurgästen, die sich freigemacht hatten um in der Höhenluft ihre weiße Haut der Sonne auszusetzen, aber Apfelbäume säumten noch immer den Wiesenweg zu ihrem früheren Platz. Von dort geht es etwas steiler bergan und da es zudem sehr heiß war, machte ich bald schlapp und begann, wie meine Mutter es nannte, zu quengeln. Da beugte sich mein Vater herab, griff mich an den Armen und sagte: „Na, dann nehmen wir den kleinen Huck

mal Huckepack!“ und setzte mich mit meinen beiden Beinen über seinen Schultern hinter seinem Kopf ab. „Und jetzt leg die Arme um meinen Hals und los geht´s!“ Die Quelle fanden wir schließlich an einem steilen Hang in dichtem Unterholz, nicht unweit der Hecke, die unser Grundstück von dem des damaligen Wirts des Berggasthofs Josef Greitner trennte. Mit seinem Sohn Anton werde ich mich später befreunden und öfter in einem der kalten Gästezimmer im ersten Stock des Berggasthofes mit - an glasklaren Wintertagen - Blick Richtung Norden bis nach Augsburg, zum Briefmarken tauschen treffen.



Der Hang war rings um die Quelle zwar feucht, aber nur ein Rinnsal floss bergab. Meine Eltern schienen sehr besorgt. Mein Vater setzte mich vorübergehend ab, weil er mit dem Ergebnis nicht zufrieden war. Er rannte das schmale Bachbett entlang und konnte kein Wasser finden. Ich spürte die Enttäuschung, die bald von quälenden Frage abgelöst wurde, die meine Mutter stellte: „Was machen wir nun?“ Ich weiß nicht mehr welche Antwort sie gefunden haben, ich mutmaße, dass sie die Wasserreserve mit Hilfe des benachbarten Bauernhofes mit dem Hausnamen Lenzenbauer nachgefüllt haben oder irgendwann ein großes Gewitter und ein paar Tage Regen die Quelle wieder nachhaltig aufgefüllt hat. Auf dem Rückweg waren meine Eltern jedenfalls so besorgt, dass ich nicht einmal quengelte und auch nicht mehr die ungehinderte Aussicht auf die fast schneefreien Alpen von den Schultern meines Vaters hatte, weil er mich abgesetzt und an seine Hand genommen hatte, von wo aus ich nur die verdorrten Halme des hohen Grases auf dem Steilhang sah. Mein Vater und meine Mutter hatten wohl bis in die frühen 50er im Haus des Großvaters ein Café mit dem passenden Namen „Café Alpenblick“ betrieben und haben den holzgetäfelten großen Aufenthaltsraum mit überdachter Sonnenterasse für die Kurgäste in einen Bewirtschaftungsraum mit einer kleinen Bar mit Barhockern und mehreren Gästetischen verwandelt. Im Regal, das damals noch außerhalb meiner Reichweite war, standen glänzende Flaschen mit in allen Farben schimmernden Etiketten, die mich magisch anzogen, aber unerreichbar waren. Unterhalb des Regals stand jedoch ein Blecheimer, in dem verschiedene kleine Flaschen lagen. Sie passten gerade in meine Hosentasche und so steckte ich einige ein, rannte davon und versteckte mich unter dem Hollerbusch zwischen dem großen Südfenster der Küche und dem der Waschküche und begutachtete meine Beute. Es war jeweils eine grüne, braune, weiße und blaue Liliputflasche mit bunten

Etiketten mit viel Schrift. Wenn man sie öffnete rochen sie ganz unterschiedlich. Bis auf eine waren sie alle leer. In der runden blauen Flasche fand ich noch eine hellblaue Flüssigkeit, die merkwürdig schmeckte. Etwa so wie die Lutscher, die ich am Kiosk von Greitner oben auf dem Berg für 5 Pfennige kaufen konnte. Daraufhin lutschte ich das Fläschchen leer, steckte die leeren Fläschchen zurück in meine Hosentaschen und schleppte diesen Talisman ein paar Tage glücklich mit mir herum. Gelegentlich hielt ich sie auch gegen die Sonne und blickte durch den offenen kleinen Flaschenhals in ein Flammenmeer, aber meistens hatte ich meine Hände in den Hosentaschen und freute mich an der kühlen Glattheit des blanken Glases.

In diesem letzten Sommer mit meinem Vater muss ein Sommerfest stattgefunden haben. Jedenfalls wurde auf dem Sandplatz hinter dem Haus ein Rundzelt errichtet, das für gut zwei Dutzend Menschen Platz hatte. Das Haus summt von Menschen, die treppauf, treppab eilten und gegen Abend wurden die Erwachsenen immer zutraulicher. Ich war zwar fünf Jahre alt, wurde aber im Gegensatz zu meinen älteren Brüdern nach dem Abendessen um sieben Uhr zu Bett geschickt. Allein! Trotz des vielfältigen Stimmengewirrs von draußen muss ich eine Weile geschlafen haben, als ich erschreckt aufwachte und mich in völliger Dunkelheit allein wiederfand. Meine Brüder waren nicht da! Ich hüpfte aus dem Bett, rannte die Treppe hoch den Gang zum roten Zimmer entlang zur offenen Tür, durch die das helle Licht der Außenlampe und das Gelächter der Menschen im Zelt drang. Ich trat in das Zelt, in dem die Erwachsenen an zum Kreis gestellten Biergartentischen im Kerzenlicht saßen und sichtlich amüsiert waren über den kleinen Puzel in seinem Nachthemdchen und den schlaftrunkenen Augen. Das verschreckte mich und mein Vater schien das gemerkt zu haben, denn er rief mich an seine Seite auf die Bank, legte seinen Arm um mich, blickte in die Runde und sagte: „Nun seht ihr auch noch unseren zweitjüngsten Sohn Burkhardt Joachim, von seinem Großvater Utz genannt. Der hat wohl seine drei älteren Brüder vermisst. In zehn Minuten seid ihr alle im Bett! Ihr habt ein Betthupferl frei. Sucht euch eins aus!“ Er deutete auf eine Schale mit Salzstangen und Erdnusskernen. Ich starrte derweil auf eine gelbe Flasche, aus der sich meine Mutter nachschenken ließ. „Mutti, ich möchte das probieren!“ rief ich unter dem Gelächter der Gäste aus. „Utz, dazu bist Du noch zu jung! Das kannst Du später probieren!“ „Aber ich will es jetzt probieren!“ antwortete ich noch immer schlaftrunken und wie im Traum. Mein Beharren hatte Erfolg. Einige der Anwesenden begannen mich zu unterstützen: „Aber Friedrich Wilhelm, das ist doch nur Eierlikör. Ein Teelöffel kann nicht schaden!“ Schließlich kam Onkel Fred Bieger, der nie „unwirsch“ wurde, wenn ich ihm seine dichten, festen, schwarzen Haare zauste, sondern dazu auch noch Grimassen schnitt und Orang-Utan Laute ausstieß, zur Hilfe. Er nahm die gelbe Flasche, schüttelte sie hin und her um mit einer dramatischen Geste ein Stamperl zur Hälfte zu füllen und es vor meinen Vater zu stellen. „Also Utz, jetzt aber ganz langsam, nicht kippen!“ sagte der und stellte das halbe Stamperl vor mich. Ich muss es getrunken und genossen haben, sonst würde ich mich nicht daran erinnern. Oder habe ich vor allem genossen im Mittelpunkt zu stehen und hinterher vor meinen älteren Brüdern mit meinem Wagemut anzugeben? Wahrscheinlich beides.

Im Herbst 1952 begannen meine Brüder zum ersten Mal über die Abwesenheit des Vaters seit den Sommermonaten zu reden. Wann er wohl wieder kommen würde? Auch Mutter gab keine Antwort, die sie zufrieden stellte, sondern rätselhaft waren: Er ist auf Stellensuche im Rheinland. Und wenn er dort eine Stelle findet? Mutter sagt, er wird wieder kommen. Aber wann? Jörg ging an eine Kommode in unserem Schlafzimmer, zog eine Schublade, griff hinein und holte einen Dolch in einem ledernen Futteral heraus, hielt ihn hoch, schwenkte ihn hin und her, damit wir ihn alle sehen und meinte dann, solange Vaters Offiziersdolch noch da sei, werde er ja wohl wieder kommen. Dann hielt er seine Hände vor sich, griff nach unseren. Wir patschten sie aufeinander und sahen uns dabei verschwörerisch an.

Im April hörte ich meine Brüder darüber reden, dass sie alle drei zur Insel Mainau im Bodensee fahren werden, um sich dort mit Vater zu treffen. Ich fragte, ob Mutter mit kommt und erfuhr, dass sie alleine mit der Eisenbahn über München nach Lindau fahren würden. Dort würde Vater sie mit einem Auto abholen. Ich war empört, rannte zur Mutter und wollte wissen, warum mein Vater mich nicht sehen will. Sie gab die erwartete Standardantwort, dass ich dazu noch zu klein sei. Ich rannte aus dem Haus in den Wald, trat wütend gegen Bäume, brach einen Zweig ab und köpfte damit Butterblumen. Dann rannte ich tobend den

Hang bergauf bis zu der Quelle, die wieder Wasser führte und stampfte wütend durch ihr Wasser. Schließlich sah ich wie Wölfi über die Heilstätt in meine Richtung steuerte und lief ihm entgegen. Mutter hatte ihn geschickt, um mich einzufangen. Wenn er mit mir sprach, stotterte er fast gar nicht. Nachdem er meine Klage geduldig angehört hat, tröstete er mich mit dem Versprechen, eine Ansichtskarte von der Insel Mainau mit einer schönen Briefmarke zu schicken. Ich konnte damals kaum lesen. Die Postkarte kam tatsächlich im fernen Hohenpeißenberg an. Sie zeigte einen klassischen Pavillon in einem subtropischen botanischen Garten. Darunter stand „Insel Mainau“, das konnte ich lesen. Ich bat natürlich Mutter um Hilfe beim Lesen. „Es geht uns allen gut hier. Das Essen ist lecker. Die Gärten sehr schön. Liebe Grüße an Mutti!“

Meine Mutter versuchte mich zu beruhigen, aber als sie kurz darauf hinab durch die Schwingtür in die Küche ging, lief ich aus dem Haus an den Waldrand bergab über dem Haus, wo man den Hinterhof des Hauses, so groß wie ein Tennisplatz, sehen konnte und zugleich das Murmeln des Baches hören konnte, der sich eine kleine Schlucht durch den bewaldeten Hang gegraben hat. An seinen steilen Rändern hingen dichte Farnbüschel über kleinen Steintrögen, in denen sich der Bach staute, bevor er die nächste Kaskade erreichte. Von meinen Brüdern hatte ich gelernt, dass man aus der dicken Rinde der Tannen Stücke herausbrechen kann. Sie schnitzten aus diesen Stücken Bootskörper, die sie auf den Steintrögen benutzten um Seeschlachten zu veranstalten. Das lag vielleicht daran, dass sie vom Vater das Spiel „Schiffe versenken“ gelernt hatten. Mir reichte es einem Boot zu zusehen, wie es zwischen dem Wasserfall von oben und dem Überfluss nach unten hin- und hergetrieben schließlich doch in den nächsten Steintrog gespült wurde. Zum Plätschern des Baches veranstaltete der Wind ein Orgelkonzert für viele Tannenwipfel, die bis zu zwanzig Metern über dem Bach in den Himmel schwankten und dabei ein Geräusch erzeugten, wie es das Meer tut, wenn seine Brandung eine felsige Bucht erreicht. Aber vom Meer hatte ich damals ebenso wenig Ahnung wie von dem griechischen Gott Aiolos, der von Zeus als Herrscher über die verschiedenen Winde eingesetzte Günstling der Götter. Aber der Wind der Tannen toste um mich wie ein Meer voller Verlockungen. Er brachte auch Angst mit sich, wenn er nachts um das Dach des Haupthauses an den Ziegeln rüttelte und die Blechabdeckungen der Gaubenfenster im ersten Stock zum Pfeifen brachte wie auf dem Meer eine Segeltrosse. Bei schweren Gewittern prasselten die Wolkenbrüche gegen das Fenster wie Trommelwirbel begleitet von flackernden Blitzen und anschließenden heftigen Paukenschlägen.

Es war im Mai 1953, als meine Mutter ankündigte, dass sie mit mir nach Tübingen zu ihrem Bruder, meinen Onkel Hayo Wychgram reisen würde. Sie wollte meinen Bruder Wölfi abholen, der dort schon einige Wochen verbracht hatte. Ich war natürlich voller Begeisterung und so kam es, dass ich Mitte Mai an einem sonnigen Morgen an ihrer Hand am Rondell der Autobahnzufahrt in München-Obermenzing stand. Es war das erste Mal, dass ich mit meiner Mutter per Anhalter reiste und ich beobachten konnte, dass man nur lange genug winken musste, um einen Wagen zum Anhalten zu bringen und mitgenommen zu werden. So sind wir in vier verschiedenen Autos über die Autobahn nach Augsburg, Ulm, Stuttgart und schließlich nach Tübingen gelangt. Ich erinnere mich noch, wie wir irgendwo zwischen Augsburg und Stuttgart endlos lange einen Konvoi amerikanischer Panzer mit lärmenden Motoren und mahlenden Ketten passierten und ich aufgeregt meine Nase ans Fenster drückte. Der Fahrer und meine Mutter wurden ganz still und meine Frage: „Mutti sind das Panzer?“ blieb unbeantwortet. Zuhause gab es einige Spielzeugpanzer, die sogar Feuer spucken konnten. Die gehörten meinen älteren Brüdern und wenn ich damit spielen wollte musste ich um Erlaubnis fragen. Sie wollten nicht dass ich was kaputt mache. Es war aufregend zum ersten Mal wirklich große Panzer mit fünfzackigem weißem Stern auf dem Turm auf freier Wildbahn zu sehen.

Das Haus von Onkel Hayo lag in der Nähe des Schlossstraße hoch am Hang mit Blick auf die Neckarinsel umgeben von üppigen Gärten mit vielen Obstbäumen und Beeresträuchern sowie verwunschen wirkenden Gartenhäuschen mit staubigen Butzenscheiben und voller Spinnenweben. Bevor meine Mutter die Glocke an der Haustür läutete forderte sie mich auf mich so hinter ihr zu verstecken, dass man mich nicht sieht. Als meine Tante Traudi die Tür öffnete und voller Freude ausrief: „Almuth, da bist Du ja schon. Wir haben schon gerätselt, ob es Abend wird mit dem Puzel auf Reisen. Wo ist er eigentlich, ist er nicht mitgekommen?“ „Aber doch!“, rief ich dann, um aus dem Schatten meiner Mutter hervorzuspringend auf Tante Traudi zu

zulaufen und sie zu umarmen. Onkel Hayo und Tante Traudi hatten mir unter dem Dach ein Bett hergerichtet und dahin führten sie mich mit meiner Mutter, die mich zu meiner Bleibe beglückwünschte, mich herzte und umarmte, während sie beteuerte, dass sie immer bei mir sein würde, auch wenn sie nicht anwesend sei, meine Tante, mein Onkel und meine Cousins ja auch noch da sein würden und ich doch bitte ein lieber Junge sein und mich immer gut benehmen solle. Wenig später reiste sie ab und ich blieb bis Ende Juli in Tübingen.



Ich lebte mich schnell ein und konnte bald so wichtige Tätigkeiten ganz allein ausführen, wie morgens Milch sowie duftende Brötchen und knusprige Brezeln von der Bäckerei ein paar Straßen tiefer im Neckartal holen. Ich durfte auch allein ohne Begleitung meiner Cousins Renate, ein Jahr und Sybille zweieinhalb Jahre jünger als ich, durch die Gärten oder die Neckarinsel stromern, bis meine Tante entschied, dass ich mit meinen Cousins vormittags den Kindergarten besuchen sollte. Irgendwie fühlte ich mich dort als künftiger Volksschüler unterfordert, langweilte mich eindeutig und wurde widerborstig bis meine Tante entschied das Experiment zu beenden. Dadurch hatte ich den Vormittag wieder für mich und setzte meine Erkundung der Hänge und Ufer des Neckars fort. Nachmittags führte Tante Traudi Renate, Sibylle und mich oft zum Spielen in den Schlosspark oder wir gingen zum Planschen ins städtische Freibad und lagerten auf Wolldecken unter Bäumen auf Wiesen. Es gab dort auch Schaukeln, Wippen, Rutschen und Kletterwände.

An einem sonnigen Wochenende fuhren wir einmal alle fünf auf dem Lambretta Motorroller von Onkel Hayo zur Bärenhöhle auf der Schwäbischen Alb. Ich stand zwischen Hayos Armen und hielt mich am Lenker fest, Tante Traudi saß mit Sybille im Arm auf dem Rücksitz und Renate saß in einem Korb auf dem Gepäckträger über dem Ersatzrad. In der Alb gab es nicht nur eine Höhle mit gruseligen Skeletten sondern auch Pfauen, die mich so beeindruckten, dass ich von nun an Pfauen malte. Im nahen Wald spielten wir Bäumchen wechsele dich und auf der Wiese vor dem Höhleneingang gab es ein Picknick auf Decken.

Von der Anwesenheit im Kindergarten am Vormittag befreit, konnte ich wieder alleine durch die fülligen Gärten streunen und etwa die eben reifen Stachelbeersträucher plündern. Dabei muss ich mich vergiftet

haben, denn wenig später wurde ich sichtlich krank. Ich bekam Fieber, fühlte mich elend und im Dunkel der Nacht unter dem Dach, auf das der Regen prasselte, begann ich feurige Gespenster zu sehen. Mein Onkel wachte von meinen Schreien auf, kam herauf, machte das Licht an, kam näher und sah, dass meine Haut und auch das Weiß meiner Augen sich gelb verfärbt hatten. Als Arzt erkannte er auf einen Blick, dass ich Gelbsucht hatte. Er brachte mich noch in derselben Nacht ins Universitätskrankenhaus, in dem er arbeitete, versorgte mich mit Medikamenten und packte mich in ein Bett der Kinderstation.



Am nächsten Vormittag kam er kurz zur Visite und erklärte mir, dass ich noch ein paar Tage zur Beobachtung im Krankenhaus bleiben müsse, aber dann sei das Schlimmste vorbei und dann könne ich wieder zu Tante Traudi, Renate und Sybille zurückkehren. Ich schwor ihm, nie wieder Stachelbeeren zu naschen aber er beruhigte mich: Ich könne weiter Stachelbeeren essen, die wären nicht der Grund meiner Krankheit. Als ich fragte ob ich davon sterben könne, sagte er nur: „Davon wirst du nicht sterben, das ist nur eine Infektion, die ist in zwei bis drei Wochen vorbei und deine gelben Augen sind vielleicht schon in ein paar Tagen wieder ganz klar. Aber Du brauchst Schlaf mein Junge und etwas mehr Appetit täte Dir auch gut. Wir werden Dich schon wieder hochpäppeln!“ Nachts fühlte ich mich trotzdem so allein und hilflos, dass ich in mein Kissen heulte. Ich war das erste Mal weit weg von zu Hause ohne meine Brüder, meine Eltern und meine Oma und fühlte mich trotz meines Onkels und seiner Familie allein und verlassen. Vielleicht hat das ein Gefühl des nahenden Todes ausgelöst, das sich damals wie Blei über mich legte, als ich Onkel Hayos beruhigenden Worten plötzlich misstraute. Vielleicht lag es daran, dass ich von vielen Kinderkrankheiten wie Masern, Mumps, Scharlach oder Diphterie verschont blieb und Fieber und Krankheit kaum kannte. Vielleicht hatte ich inzwischen aber auch gehaut, dass meine Eltern sich trennen und mein Vater zwei meiner Brüder mit sich nehmen würde. Ist das der Grund, dass mich feurige Gespenster heimsuchten? Vielleicht war ein Gewitter die Ursache und die Blitze, die durch das Dachfenster zuckten, haben diese Erscheinungen ausgelöst.

Meine Ahnungen bestätigten sich wenige Tage nach meiner Rückkehr auf den Hohenpeißenberg durch meinen Bruder Fritz, der sich entschlossen hatte, mit mir hinter dem Hühnerstall einen Tunnel nach Australien zu graben. Als wir schon ganz viel Erde ausgehoben hatten kam es raus: „Du weißt schon, dass Papu in Opladen bleibt?“ sagte er beiläufig „Das ist nicht wahr!“ krächte ich zurück, „Du willst mich nur ärgern!“ „Jörg ist schon bei ihm und ich fahre in einer Woche auch nach Opladen. Das ist eine Stadt und kein Provinzkaff! „Frag doch Mutti, wenn du es nicht glaubst.“ „Werde ich, und wenn es nicht wahr ist, grab ich

nie wieder einen Tunnel mit dir!“ „Frag doch!“ Ich rannte zum Haus und hörte meine Mutter im ersten Stock Schranktüren öffnen und schließen.



Der verschwundene Vater

Ich rannte die Treppe hinauf und fand sie dort mit ein paar Herrenkleiderbügeln in der Hand vor einem offenen Schrank stehen. „Mutti, ist es wahr, dass Papu nicht wieder kommt und Jörg und Fritz zu ihm ziehen?“ Sie setzte sich auf die Bank der lindgrün gestrichenen Sitzecke unter dem Fenster der Diele im ersten Stock, zog mich neben sich, legte ihren Arm um meine Schultern, drehte mein Gesicht zu ihrem und sah mich mit ihren endlos blauen Augen, in denen sich Tränen stauten, an: „Puzel, es ist wahr, Papu bleibt in Opladen, aber Du wirst ihn sicher wiedersehen. Er ist und bleibt dein Vater, so wie ich deine Mutter bin und bleibe und deine Brüder immer deine Brüder sind und bleiben. Immer. Versprich mir, dass du das nie vergisst. Wir müssen jetzt alle ganz vernünftig bleiben!“ Es war das erste Mal, dass ich meine Mutter tieftraurig und an der Grenze der Selbstbeherrschung erlebte. „Ich verspreche es!“ war alles was ich noch sagen konnte und: „Darf ich jetzt mit Fritz weiter am Tunnel graben?“ Das brachte sie ganz schnell zurück in die Wirklichkeit. „Was macht ihr? Einen Tunnel graben? Wo?“ „Hinter dem Hühnerstall nach Australien.“ „Aber Kinder, das ist doch Quatsch, das geht doch gar nicht. Wie weit seid ihr denn schon?“ Ich zeigte ihr mit meinen Händen die Tiefe unserer Erstgrabung an, worauf sie lachte und sagte: „Also füllt das Loch wieder zu, wascht euch die Hände, zieht eure Hemden in die Hose und macht euch in der Küche nützlich!“ Im Herbst 1953 gab es weder Fritz noch Jörg mehr am Berg und ich musste allein mit meiner Mutter hinauf zur Volksschule auf dem Berg gleich neben der Kirche gehen. Dort hatten sich vom Eingang bis unter die

große, alte Linde schon viele Eltern, vor allem Mütter mit ihren Kindern versammelt. Sie hatten ihr bestes Gewand an und fast alle hielten glänzende Schultüten in ihren Händen.

Ich war zwar gut gekleidet, trug geputzte Sandalen, frische Socken, die kurze Lederhose aufgebürstet, kariertes Hemd und Lederhosenträger mit einem Herz und zwei Sternen auf dem Brustgurt, einen neuen Schulranzen auf dem Rücken aber statt einer Schultüte hielt meine Mutter meine Hand. Mutti wusste, dass sie mir keinen Zucker geben musste, damit ich zur Schule gehe. Sie wusste, dass ich lernbegierig bin und lesen und schreiben und rechnen lernen wollte. Sie war vielleicht auch erleichtert, dass ich von nun an vormittags aus dem Haus war. Dennoch hätte ich schon auch ganz gerne so eine Schultüte gehabt.



Meine älteren Brüder waren bis auf Wölfi, der die sechste Klasse antrat, nicht mehr in Hohenpeißenberg, aber ihr Ruf an ihrer früheren Volksschule war nicht der Beste. Das bekam ich bald schmerzhaft zu spüren. Wenige Wochen nach Schulbeginn in der ersten Klasse, die aus etwa jeweils fünfzehn Mädchen und Jungens bestand, bildeten sich Grüppchen von jeweils vier oder fünf, die während der Pause zusammenstanden, quatschten, rum zappelten, sich betatschten, balgten oder sonst wie austobten. Dazu gehörten auch abgesprochene Spiele wie jemanden frontal anzumachen und damit zurück drängen, während sich hinter seinem Rücken ein Mitspieler so zu Boden bückt, dass der von vorn bedrängte nach hinten über seinen geduckten Rücken zu Fall kommt, worüber die Umstehenden mit lautem Lachen ihre Anteilnahme bekunden. Wenige Tage später wurde ich aufgefordert mit zu machen, was ich auch erfolgreich tat – nur ich hatte die Situation unterschätzt. Derjenige, den ich bedrängt hatte ist nach hinten gefallen und über den Boden mit seinem Kopf gegen eine der runden Spiralen der Heizung geprallt. Blut sickerte aus seinen Haaren. Eine Hand griff von hinten in meine Haare, zog mich rückwärts, drehte mich bis ich in das Gesicht der erzürnten Lehrerin sah, die vor mir stand und mich anherrschte: „Du Rotzbub, Du saublöder! Was richtest du da an! Ein Huck! Nicht besser, wie deine Brüder! Damit du eins weißt: Das geht bei mir gar nicht!“ Sie griff nach meinem Kopf in Richtung ihrer Knie, klemmte ihn dazwischen und begann mit ihrem Stock mein Gesäß zu bearbeiten. Ich versuchte gar nicht zu schreien, ihre Knie blockierten meine Kiefern.

Die Lehrerin war gut an die sechzig, hatte weiße Jahre, rauchte Zigarren, groß und erwachsen. Sie trug Unterröcke, die merkwürdig rochen. Ich war zu klein und meine Arme waren zu kurz für eine Gegenwehr und da ich eine Lederhose trug machte die Rute mehr Krach, als sie mir wehtat. Irgendwann hörte sie auf. Sie rang nach Atem, hielt den Stock gesenkt und sagte: „Du wirst außerdem eine Stunde unter meiner Aufsicht nachsitzen.“ Als alle gegangen waren, blieb ich an meinem Platz, die Lehrerin saß vorn an ihrem Tisch und ging durch einen Haufen von Schulheften. Als vom Kirchturm die Glocke der Turmuhr einmal schlug fragte ich, ob ich jetzt gehen dürfte. „Mach sowas nicht noch einmal! Geh!“ Ich bin den Kirchweg hinab schnell wie nie nach Hause gerannt, direkt in die Küche, wo ich meine Mutter fand und mir eine weitere Schelte wegen fern bleiben vom Mittagstisch einfiel. Sie forderte eine Erklärung und als ich ihr den Vorfall wahrheitsgemäß erzählte, sah sie mich aus ihren blauen Augen vorwurfsvoll an, fasste mich an den Schultern zog mich nah an sich, bis ich auf Augenhöhe war, senkte die Wimpern, fokussierte ihre Pupillen auf meine, als ob sie mich durchdringen wollte und sagte: „Puzel, das sind Dummheiten! Dummheiten sind gefährlich! Lass dich nicht provozieren! Halte dich zurück. Deine Brüder haben schon genug Unheil angerichtet. Das darf nicht noch mal passieren. Denk an Klaus deinen jüngsten Bruder. Er muss auch noch auf dieselbe Schule gehen wie du.“ Das war so klar wie deutlich und ich habe es mir gut gemerkt. Von da an habe ich Abstand gehalten und mich aus Rangeleien herausgehalten. Das war nicht einfach, weil einige das als Feigheit auslegten und mich herausforderten. Das geschah vor allem wenn ich mit meinen Freunden

Peter Negele und Thomas Bachmaier im Dorfzentrum unterwegs war. Dort trafen wir manchmal auf eine Bande, deren Anführer der dicke Kirschke war. Er war größer und doppelt so dick wie ich. Ich hatte während der Pausen auf dem Schulhof genug Zeit, seine Kampfaktik zu beobachten. Er ging auf seine Gegner mit fuchtelnden Boxerfäusten los und attackierte sie bis sie sich wehren mussten. Dann brachte er seine Gegner mit einem heftigen Schlag gegen die Brust zu Fall, warf sich auf sie und erdrückte sie mit seinem Gewicht, bis sie wimmerten und um Gnade winselten. Das hatte ich vor Augen als uns Kirschke in Begleitung seiner Freunde vor dem Gemischtwarenladen SPAR an der Hauptstraße entgegen kam. Kirschke konnte trotz seiner Leibesfülle mit schnellen Schritten nach vorne stürmen, um sein Opfer mit seiner Wampe von vorne anzurempeln und zugleich mit der rechten Faust zu einem Kinnhaken auszuholen. Dann war es zu spät. Wenn man in einen Nahkampf mit ihm geraten war, schien er auch harte Schläge gegen die Brust oder den Kopf nicht zu spüren. Er prügelte weiter, bis sein Gegner am Boden lag. Dann stellte er sich breitbeinig über ihn und zählte ihn aus: von 10 bis 1. Wenn sein Gegner liegen blieb, erklärte er sich zum Sieger und legte sich mit dem nächsten an. Diesmal war ich der erste und in der Mitte zwischen Peter und Thomas. Mit einem fetten Grinsen kam er schnurstracks auf mich zu. In dieser Minute erinnerte ich mich an einen Spruch meines Bruders Fritz. „Bevor dir einer zu nahe kommt, tritt ihn mit voller Wucht in die Eier. Wenn er sich krümmt schlägst du ihn mit beiden Fäusten gegen seinen Rücken zu Boden. Wenn er liegt, roll ihn auf den Bauch, knie dich auf seinen Rücken, presse seinen Kopf gegen den Boden und zähl ihn aus. Falls er wieder hochkommt, trete ihn nochmal in die Eier.“ Ich hatte feste Sommersandalen aus Leder mit einer dicken Noppensohle. Ich musste mein Gewicht auf den linken Fuß verlagern, bevor ich mit rechten Fuß erst Schwung holen und dann mit voller Kraft zutreten konnte. Kirschke war noch drei Schritte entfernt. Ich musste jetzt treten und ich tat es. Nun geschah etwas, was Fritz mir nicht gesagt hat, nämlich was zu tun ist, wenn der Gegner sich nicht krümmt, sondern wie vom Schlag getroffen nach vorne kippt und auf die Fresse fällt. Das war nämlich geschehen. Kirschke rollte mit den Augen, sein Mund öffnete sich weit, er röhrte kurz wie ein Hirsch, dann fiel er nach vorne wie ein gefälltter Baum direkt auf seine Wampe und blieb reglos liegen. Seine drei Freunde eilten zu ihm, drehten ihn auf den Rücken, strichen ihm die Haare aus dem Gesicht und patschten seine Backen, um ihn aufzuwecken. Der Inhaber des SPAR, Herr Wild, der die Szene von seinem Laden aus beobachtet hatte, kam nun mit einer Flasche Wasser dazu. Sie brachten Kirschke in eine Sitzposition und hielten ihm die Wasserflasche an den Mund. Nach wenigen Sekunden begann sein Mund zu zucken, dann öffnete er die Lippen und saugte das Wasser ein wie ein Baby. Seine Augen öffneten sich langsam und er versuchte aufzustehen. Seine Freunde halfen ihm dabei. Erst jetzt sah ich eine starke Schürfstelle auf Kirschkes Stirn. Der sah sie aber nicht und schien sich an nichts zu erinnern. Keine Racherufe, kein Aufstampfen sondern geschlossener und schweigsamer Rückzug von der Kampfstätte. Auch Herr Wild war damit zufrieden, aber bevor er zurück in seinen Laden ging, las er uns noch die Leviten: Nämlich, daß er vor seinem Laden keine Raufereien dulde und er beim nächsten Mal unsere Eltern informieren würde. Es war aber nicht Herr Wild, durch den meine Mutter von dem Vorfall erfuhr, sondern Mutter Kirschke, die empört war über das, was ich ihrem Sohn angetan hatte. Als ich nächsten Tag aus der Schule kam, wartete



meine Mutter bereits auf mich. Sie wollte wissen, was da vorgefallen war. Ich hatte Zeugen, nämlich Peter und Thomas, die sie kannte, weil sie öfter zum Spielen mit mir kamen. Unser Lieblingsspiel war Autofahren in der Stadt. Das spielten wir auf dem Betondeckel der Zisterne etwa zwanzig Meter über dem Kurheim. Dort hatten wir mit Kreide ein Netz von Straßen markiert, über die wir mit unseren bunten Autos verschiedene Ziele anfahren mussten. Die einzige Regel war: Rechts vor Links. Wir begleiteten unseren Verkehr mit munderzeugten Motorgeräuschen sowie Tönen von Hupen und Trillerpfeifen. Da es ein angenehmer und sonniger Tag war, hatten wir uns am Nachmittag zum Autofahren auf der Zisterne vereinbart. Nachdem Peter und Thomas eingetroffen waren brachte ich sie zuerst zu meiner Mutter. Sie bestätigten, dass ich von Kirschke angegriffen worden wurde und ich mich verteidigen musste. Sie war zwar nun von meiner Unschuld überzeugt, aber das Gerücht, dass ich den dicken Kirschke zu Boden geschlagen und er dadurch eine Gehirnerschütterung erlitten hätte, war damit nicht beseitigt. Es hatte aber auch den Vorteil, dass ich von da an selten wieder belästigt wurde. Es war als hätte ich in Drachenblut gebadet.

Es waren fast zwei Jahre vergangen, seit dem mein Vater verschwunden war. Die Tränen meiner Mutter begannen zu trocknen. In der Adventszeit 1954 verreiste sie für einige Tage nach München um als Verkäuferin von Losen einer Tombola zu Gunsten des Wiederaufbaus des Münchner Nationaltheaters etwas Geld für sich und ihre Kinder zu verdienen. Ihre Mutter, unsere Oma, Edel Wychgram passte wie schon öfter auf mich, meinen zweitältesten Bruder Wolfgang und meinen jüngeren Bruder Klaus auf.



Im Januar 1955 kam Onkel Kreppel, den sie beim Losverkaufen kennen gelernt hatte zu einem Besuch nach Hohenpeißenberg. Der junge, schlanke, schwarzhaarige Mann, der mehrere Jahre jünger war als meine Mutter blieb ein paar Tage. Als er wieder abreiste forderte mich meine Mutter auf ihn zum Bahnhof zu begleiten. Es war nach dem Mittagessen. Onkel Kreppel war irgendwie anders als die vielen Erwachsenen, die zu mir sagten: „Und du Bub, wie geht's Dir in der Schule, bist du auch ein guter Junge..“ oder so ähnlich.

Als wir von der Bergstraße beim Schnaderbeck auf den Kirchweg abbogen und unter den kahlen Akazien der Lücke zwischen den Häusern der Koloniestraße zustrebten, durch die eine schmale Gasse zwischen die Jägerzäune Richtung Gasthof Schächten führte, begann ich ihn auszufragen, wie meine Mutter es mich gelehrt hatte: „Lass dich nie mit Fremden ein ohne vorher zu fragen wer sie sind und was sie machen!“ Also fragte ich ihn: „Und was machst Du in München?“ „Ich wohne und arbeite dort.“ „Und was arbeitest du?“ „Burkhardt“, sagte er und ich mochte es, dass er nicht Puzel oder Junge oder Bub zu mir sagte, „du liest doch gerne. Das weiß ich von deiner Mutter. Was liest du denn?“ Komisch, dachte ich, das hat mich Fräulein Rosa unsere Lehrerin noch nie gefragt und meine Freunde spielten mit mir nicht „Bücherlesen“. Nun

sprudelte ich los und trug ihm meine Lieblingsmärchen aus Bechsteins, Hauffs und Grimms Märchen kurz vor. Wenn ich mich ereiferte bekam ich früher rote Backen wie ein Apfel. „Siehst du“ sagte Onkel Kreppel und sah mit einem Schatten von seinem breitrempigen Hut auf seinen Augen auf mich hinab „das alles hat dir die Schrift gegeben. Ich bin ein Schriftsteller, das ist meine Arbeit. Die Bücher, die du liest, muss ja jemand schreiben.“ „Ich will auch Schriftsteller werden“, erklärte ich bestimmt, „dann kann ich meine eigenen Bücher schreiben.“ „Das ist ein guter Vorsatz“ antwortete Onkel Kreppel, „aber erst mal solltest du versuchen in der Schule besser zu werden.“ „Die Schule ist so langweilig, lesen ist viel spannender.“ „Du musst Dich aber im Schreiben verbessern, wenn ein Buch daraus werden soll. Aber ich komme bestimmt wieder.“ „Darf ich dir dann beim Schreiben zusehen?“ „Darüber reden wir, wenn es so weit ist. Aber nun geh du jetzt nach Hause, ich weiß wo der Bahnhof steht. Gott mit dir Burkhardt.“ Ich sah ihm nach, wie er in seinem wadenlangen khakifarbenen Mantel mit dem großkrempigen Hut wie aus diesen amerikanischen Filmen, die ich aus dem Dorfkino kannte, die Bahnhofstraße hinabging. Zu Ostern im April 1955 muss er wieder am Hohenpeißenberg gewesen sein, denn zu meinem Geburtstag in diesem Jahr hat er mir ein Geschenk mitgebracht auf dessen Innenklappe ich mit Füllfederhalter notiert habe: „Geburtstagsgeschenk von Onkel Kreppel 1955. Eigentum B. Huck.“ Das Buch ist ein „Knaurs Weltatlas“ mit 119 farbigen und schwarzen Haupt- und Nebenkarten, ausführlichen geographischen, bevölkerungs- und wirtschaftskundlichen Texten mit vielen Spezialkarten, Tabellen und Schaubildern und einem Register mit 23.000 Stichworten. Es wurde vollständig neu bearbeitet von Günter Pahl und erschien in München 1951 bei der Droemerschens Verlagsanstalt.“ Das Format ist DIN A5, der Länderteil fasst 304 Seiten, das Register 159 Seiten und der farbige Kartenteil 74 Seiten sowie 74 Leerseiten.

Es war ein überraschendes Geschenk, mit dem ich damals noch wenig anfangen konnte, denn in der Volksschule auf dem Berg hatte unsere Lehrerin Fräulein Rosa Winter erst vor wenigen Monaten begonnen uns in Heimatkunde zu unterrichten. Wir waren also damit beschäftigt die Gegebenheiten unsere Heimatdorfes Hohenpeißenberg und des Landkreises Schongau und des Nachbarlandkreises Weilheim zu erkunden. Dazu gehörte eine Besichtigung des Bergwerks am Fuße des Hohenpeißenbergs, in dem viele Väter oder Brüder meiner Mitschüler täglich zur Schicht einrückten, um in einer Tiefe von damals 800 m die in engen Flözen liegende schwere glänzende bayerische Pechkohle mit Presslufthämmern aus dem Gestein zu lösen, um sie mit Grubenloren über die untertägige Verbindung, die die Peißenberger mit der Peitinger Grube verband, der Kohlewäsche zu zuführen.

Der erste Ort, den ich im Register suchte war Hohenpeißenberg und ich wurde tatsächlich fündig: einmal auf der Karte 9 „Süddeutschland und Oberrhein“ aber auch auf Karte 22, Bayern südlicher Teil. Die Markierungen, die ich damals mit Tinte hinterließ sind auch noch heute deutlich sichtbar. In den folgenden Jahren wurde Knaurs Weltatlas zu dem Nachschlagewerk, das meine Leidenschaft wie Verständnis für Geographie weckte. Da ich zudem ein gutes Gedächtnis für Zahlen entwickelte, habe ich später auch begonnen, mir Bevölkerungs-, Wirtschafts- wie Raummaße zu merken und lernte auch, dass es unterschiedliche Regierungsformen gab. Eine davon mochte Onkel Kreppel gar nicht: Die sozialistische Volksrepublik.

Im Sommer 1955 zog Onkel Kreppel in das Zimmer neben dem Treppenaufgang, in dem früher mein Großvater sein Büro hatte und das später von meinen Eltern als Familienraum genutzt wurde. Seit dem Weggang meines Vaters und zwei meiner älteren Brüder hielten wir uns dort selten auf. Es gab dort ein paar Sessel und einen Plattenspieler mit dazugehörigen großen schwarzen Schellackplatten. Es war ein Ort der Entspannung und Unterhaltung. Nun waren die Wände voller Bücherregale und einem selbstgeschnitzten Kruzifix mit einem ungewohnt abstrakt Gekreuzigten an der Wand über dem Schreibtisch an dem Otto studierte, auf der Schreibmaschine klapperte, auf dem Diwan seinen Mittagsschlaf verbrachte und dort auch nächtigte. Er saß auch oft auf der Bank auf der Terrasse mit Bergblick vor dem Haus und schnitzte, feilte und schmirkelte an neuen Kreuzen und hatte nichts dagegen wenn ich mich dazu setzte und ihm dabei zusah. Er hatte dicke schwarze Haare und ebensolchen Vollbart. Seine Jesusfiguren waren aus hellem Holz und auch bärtig.

Im Herbst, während der Ernte der rauhäutigen Winteräpfel am Hang hinter dem Haus, erklärte mir meine Mutter, dass sie sich entschieden hätte katholisch zu werden wie Onkel Kreppel. Es war ein grauer Tag und

die Wolken schienen an den Berg zu stoßen. Ich hatte schon so eine Ahnung. Sie überließ es mir zu entscheiden, ob ich mich weiterhin am Sonntag am Gottesdienst in der evangelischen Kirche im Dorf oder der Messe in der barocken Kirche mit Wallfahrtskapelle auf dem Berg beteiligen wolle. Ich fragte sie, wie meine Brüder reagiert hätten. Die beiden Brüder, die beim Vater lebten, konnte sie ja schlecht fragen, mein jüngerer Bruder Klaus war noch zu jung, um solche Frage zu verstehen. Also ging es um meinen Bruder Wölfi, der jeden Tag mit der Bahn nach Peiting zur Schule fuhr, weil er evangelisch war. Ich war wohl auch der einzige „Evangele“ in der 3.Klasse auf dem Berg und da ich des Öfteren als preußischer Ketzler Haue bekam, fiel es mir nicht schwer katholisch zu werden, obgleich mein leiblicher Vater weiter Protestant blieb und wahrscheinlich keine Haue bekam. Auch Wölfi wurde nun katholisch, fuhr aber trotzdem jeden Tag weiter mit dem Zug nach Peiting zur Schule, weil es keinen Sinn machte am Ende der 7. Klasse noch die Schule zu wechseln.

Der Winter 1956 war schrecklich kalt. Kurz nach der Eröffnung der Winterolympiade in Cortina d'Ampezzo in den italienischen Dolomiten Ende Januar 1956 zog eine Kaltfront von Nordeuropa bis über die Alpen. Es gab heftigen Schneefall und die Außentemperatur lag fast zwei Wochen unter minus zehn Grad. Das war sogar zu



kalt für die Hühner im Stall. Sie mussten in der Küche untergebracht werden. Onkel Kreppel baute dafür einen Käfig aus Maschendraht und im Küchenherd ging auch nachts das Feuer nicht aus. Die Küche war auch der Ort, an dem sich nun alle um den großen Tisch versammelten. Dort stand auch ein Radio über den der bayrische Rundfunk die Veranstaltung direkt übertrug. Wölfi und Onkel Kreppel hörten meist zu und freuten sich über Toni Seilers drei Goldmedallien, als wären es ihre. Vor allem Wölfi war begeisterter Skifahrer und belegte später in den Abfahrtsrennen, die jährlich am Hohenpeißenberg stattfanden, vordere Plätze. Auch die anderen Brüder begannen nach ihrer Rückkehr aus dem Rheinland auf ihren Skiern über die Hänge des Berges zu wedeln. Trotz der Kälte fand auch in diesem Winter das jährliche Rennen statt: vom Berggipfel über die Heilstätt an Hochenauer und Schnaderbeck vorbei bis zur Koloniestraße zu dem Haus, wo damals die Volksbücherei untergebracht war und von der ich, seit ich lesen konnte, viele Kinder- und Jugendbücher entliehen hatte.

Die Abfahrt war tückisch und die Teilnehmer rechte Draufgänger, die es oft nicht durch die engen Kurven

schafften, weil sie die Schussfahrt auf der vereisten Piste nicht zügeln konnten. Es gab tüchtig Spitzelsalat und auch einige Knochenbrüche. Damals gab es noch keine „Marker“-Bindung, sondern die Stiefel saßen fest unter einem Gurt in Stahlbacken eingeklemmt. Die Holzskier, die ich benutzen konnte waren nicht besser. Auch das ständige Wachsen der Bretter und die Gefahr mit falsch gewachsenen Brettern wie eine Schildkröte am Hang zu stehen hielt mich von freiwilligen Abenteuern auf der Piste ab. Ich mochte meinen Hörnerschlitten, mit dem ich selbst die steile Heilstätt runterfuhr, sehr zum Ärger der Skifahrer, die sich darüber beschwerten, dass meine Schlittenkufen „ihre“ Piste aufpflügten. Nach den eiskalten aber sonnigen Tagen folgte heftiger Schneefall und starker Wind und obwohl Windzäune aufgestellt waren, wurden bald Teile der Bergstraße verweht. An der Hangkante in der Kurve unter dem Kurheim entstand eine Schneewehe, die so groß geriet, dass Wölfi und ich dort eine Schneehöhle ausgraben konnten, die so viel Platz wie ein Iglu hatte. Es war ein großartiges Gefühl in so einer hellen, weißen Höhle zu sitzen und der Schnee die Landschaft ringsum in tiefer Ruhe hielt.

Vater unser, der du bist im Himmel

Im Frühling 1956 wurde ich nun katholisch und war nicht mehr der einzige in der Klasse, der nicht am Religionsunterricht von Pfarrer Kleidorfer teilnehmen durfte. Der etwas untersetzte, weißhaarige Mann lebte im ersten Stock des Pfarrhauses, das direkt an die Kirche angebaut ist. Über eine Wendeltreppe konnte er von dort direkt in die Sakristei gelangen, die der Messner verwaltete. Dort hingen auch die Talare, Chorhemden und Mozettas der Ministranten. Der alte Pfarrer, in schwarzer Soutane und Plastik-Kollar strahlte Würde aus und hatte ein ausgeglichenes Gemüt. Er sah aus wie etwa Jean Gabin. Er watschte niemanden, schon gar kein Mädchen. Im Religionsunterricht kannte er nur eine Züchtigung, um seinen Unmut zu verdeutlichen: Er zwirbelte die kurzen Kopfhare der Jungen, bis sie aus ihrem Stuhl hochfuhren und schmerzhaft die Augen verdrehten. Dann ließ er los und sagte: „Du dummer Bub, Du dummer! Setzen!“ Das ist mir auch passiert, aber als ich Ministrant bei ihm wurde, hat er mich stets wohlwollend behandelt.



Inzwischen hatte sich Onkel Kreppel mit dem Kaplan Hamberger befreundet, der etwa gleich alt war, also um die dreißig, und sich stark in der Jugendarbeit engagierte. Wer auch immer auf die Idee kam – Hamberger oder Onkel Kreppel – dass ich Ministrant werden könnte, als es mir angeboten wurde nahm ich freudig an, obwohl das Angebot nur galt, wenn ich es schaffte die Messe entsprechend dem Gebet- und Gesangbuch für das Erzbistum München und Freising nach entsprechender Lehrzeit auswendig zu lernen. Das gelang mir auch nach einigen Monaten unter anderem auch weil ich einen guten Sparringpartner hatte. In einem Hof, der etwas abseits der letzten großen Kurve der in den dreißiger Jahren gebauten „neuen“ Bergstraße liegt, lebte Anton, genannt Toni, der zweitälteste Sohn eines Bauern mit dem Namen „Führer“. Die Bergstraße führt weiter zu Kirche, Friedhof und Wirtshaus und auch zu der etwas hinter der Kirche gelegenen Wetterstation und Observatorium. Unterhalb der Friedhofmauern stand ein zweistöckiges Gebäude mit einem Flachdach auf einem Gelände das durch einen etwa zwei Meter hohen Zaun aus Maschendraht und Stacheldrahtkronen begrenzt war. Es war das streng bewachte Gebäude des Radioverstärkers des American Forces Network. Toni hatte etwa zur selben Zeit als Ministrant angefangen wie ich und wurde bald mein bester Freund. Ich begann sogar die tägliche Milch nicht mehr vom Hubertushof sondern vom Führerbauern zu holen, der deutlich weiter entfernt auf einer kleinen Hochebene in üppig grünen Wiesen lag. Der Blick auf die Alpenkette mit Zugspitze im Mittelpunkt war grandios und die Ruhe wurde nur selten vom geringen Verkehr auf der Bergstraße gestört. Ganz anders als in den tiefer gelegenen Dorfteilen wie etwa rund um den Gasthof und Metzgerei „Schächen“, im „Unterbau“, „Hauptstollen“, Koloniestrasse oder dem „Gasthof Hetten“, wo meine anderen Freunde (Thomas Bachmaier, Peter Negele, Arnold Reich, der rote Erwin oder Sixtus Brixner) wohnten.



Oft holte ich morgens Toni vom Führerhof ab oder wir trafen uns beim Pröbstlhof an der Bergstraße, um gemeinsam zur Kirche zu gehen und Pfarrer Kleidorfer die Frühmesse um 7.00 zu assistieren. Manchmal machten wir uns schon früher auf den Weg auf den Berg, dann konnten wir zusehen, wie sich die Soldaten am Fahnenmast der Station in schicker hellbrauner Uniform zum Morgenappell auf dem Rasen aufstellten. Dann zog ein Soldat das Sternenbanner auf den Mast, die Fahne entfaltete sich im Blau des Himmels über dem makellos weiß gestrichenen Stationsgebäude. Daraufhin setzten sie sich ihre Mützen wieder auf und

begannen im Chor ein Lied zu singen. Obwohl wir nichts verstanden, standen wir wie die Soldaten still und lauschten dem wohlgeübten Männerchor. Unsere Frühmesse war eine stille Messe. Die wurde meist nur von wenigen älteren Bäuerinnen besucht, deren Antwortgesänge meist ausblieben, so dass wir Ministranten auch diese singen mussten. Im Herbst und Winter waren wir in der halbdunklen Kirche manchmal ganz unter uns und mit Gott allein, der mit einem Auge aus dem Dreieck der Dreifaltigkeit über die leeren Betbänke blickte. Im Frühling dagegen, wenn die Lindenbäume noch kahl an der Mauer zum Lenzenbichl standen, strahlte das Gold der Altäre im Licht der aufgehenden Sonne.

An Sonntagen kamen zum Hochamt um 9 und zur Spätmesse um 10.30 noch häufig so viele Gläubige, dass selbst die Stehplätze in den Gängen nicht ausreichten, um allen einen Platz innerhalb des Kirchraums zu geben. Wenn dann noch das „Te Deum“ aus hunderten Kehlen von einer brausenden Orgel unterstützt erklang und vom Läuten aller vier Glocken, die von uns noch per Hand und Glockenseil bewegt wurden, begleitet wurde, dann waren wir so glücklich wie vielleicht Schauspieler vor einem ausverkauften Theater. Die beste Zeit, war die von Ostern bis Fronleichnam. Sie ist voller Festtage und Hochämtern oder abendlicher Maiandachten im Marienmonat Mai, Herz Jesu Andachten im Juni oder Samstagen, die bis in den Juli mit Hochzeiten gebucht waren. Vom Mai bis zur Erntezeit gab es auch Bittgänge mit manchmal hundert Menschen, die hinter dem Pfarrer und seinen vier Ministranten in Messgewand, von denen einer ein Kruzifix vorantrug, singend von der Kirche den Berg hinab durch die Felder und Wälder nach Peißenberg, Peiting oder Forst pilgerten, um dort in St. Johann, St. Michael oder St. Leonhard die Messe zu feiern und anschließend im jeweiligen Wirtshaus neben der Kirche einzukehren. Wir Ministranten bekamen eine Limo und einen warmen Leberkäs mit Semmel und waren glücklich darüber, denn oft war der Rückweg zur Kirche auf dem Berg beschwerlicher als der Weg hinab ins Tal. Es gab nur noch wenig Gesang an den Wegkreuzen und manchmal erwischte uns der Regen, so dass wir völlig durchweicht in Hohenpeißenberg ankamen.

Ich war inzwischen neun Jahre alt und lebte in einer der schönen Landschaften Oberbayerns, die Menschen aus ganz Deutschland und sogar aus einigen Nachbarländern anzog. Ein paar Dutzend von diesen Touristen verbrachten jedes Jahr von April bis September ein paar Tage oder Wochen im „Gästehaus Dr. Wychgram“, das meine Mutter nach der Scheidung im Jahr 1954 eröffnet hat.



Es muss im Sommer 1956 gewesen sein, als mir Giséles Mutter zum ersten Mal begegnete. Als ich Augusta Schrama in einem Liegestuhl auf der Terrasse an einem sonnigen Spätnachmittag erblickte, hielt ich sie wohl zuerst für einen eben eingetroffenen Gast, dem ich meine Dienste als Fremdenführer anbieten und damit mein Taschengeld aufbessern konnte. Aber bevor ich etwas sagen konnte kam sie mir zuvor: „Du musst der Burkhardt sein. Stimmt es?“ „Ja das bin ich. Und wer bist Du?“ „Ich bin Augusta Schrama, aber viele nennen mich Gustl.“ „Dann darf ich Dich Tante Schrama nennen, denn Otto nenn ich ja auch Onkel Kreppel.“ „Das

darfst Du und ich freue mich Dich kennenzulernen.“ Sie machte wie einige Bekannte meiner Mutter einen „vornehmen“ Eindruck, vielleicht ist sie auch „berühmt“ dachte ich, eine weitere Eigenschaft, die meine Mutter schätzte. Sie lachte leicht, als ich sie danach fragte und ging nicht weiter darauf ein. „Ich war eine Patientin Deines Großvaters, einem sehr edlen Menschen und gutem Arzt. Und Deine Großmutter ist eine sehr gute Zahnärztin. Ich war bis Kriegsende öfter zur Kur bei Deinen Großeltern. Damals gab es noch eine Liegehalle da oben am Berg, da lagen wir mitten im Winter und haben uns gesonnt. Das gehörte zur Höhenluftkur. Überall hat sich sehr viel verändert seitdem. Jetzt bin ich zum ersten Mal wieder hier und es ist so wunderschön wie damals und dass Deine Mutter so gesunde und kluge Söhne großzieht und das Haus bewirtschaftet ist eine große Leistung. Das sollst Du nie vergessen!“ „Hast du Kinder?“ „Ja, eine Tochter. Sie lebt in Belgien.“ „Und wo lebst Du?“ „Ich lebe seit ein paar Jahren bei meiner Tochter. Vorher haben wir in Berlin gelebt.“ „Tante Manna wohnt auch in Berlin“, sagte ich. „Ich habe sie nicht kennengelernt, aber von ihr gehört. Sie ist eine sehr gelehrte Dame.“ „Und außer Deiner Tochter, wen hast Du noch?“ „Ach Burkhardt, das ist eine traurige Geschichte. Die musst Du jetzt nicht hören. Weißt Du der Krieg hat sehr lange gedauert und war schrecklich. Wir wollen nicht über ihn reden, sondern dem Sonnenuntergang am Auerberg zusehen. Er heißt doch so?“ „Ja er heißt so und der ist sogar höher als der Hohenpeißenberg, aber das stimmt nur, wenn man den Kirchturm nicht mitrechnet.“ Ich wusste, dass Frauen es gerne hörten, wenn ich ihnen Heiratsanträge machte. Manche zeigten sogar ein bisschen Wangenröte bevor sie antworteten: „Aber Du bist doch viel zu jung Puzel. Da musst Du schon ein wenig älter werden.“ Wenn ich dann entschlossen erwiderte: „Aber dann heirate ich dich!“ gab es oft Gelächter oder Ausrufe wie: „Ach ist der nicht süß, der Puzel.“ Tante Schrama reagierte nicht anders: „Aber Gisèle ist schon zu alt für Dich. Sie ist 27 und Du? Neun?“ „Das sind doch nur 18 Jahre Unterschied. Meine Mutter ist 29 Jahre älter als ich. Außerdem ist sie meine Mutter und das verstehe ich ja, dass ich sie nicht heiraten kann, mal abgesehen von meinen älteren Brüdern.“ „Burkhardt“, sie nannte mich nie Puzel, „es geht trotzdem nicht. Aber ich bin sicher Du wirst eine gute Frau finden, die zu Dir passt, wenn Du älter bist.“ Ich ließ mich jedoch nicht beirren: „Ich werde Deine Tochter heiraten, wann werde ich sie kennenlernen?“ „Du wirst sie kennenlernen, wenn Du uns in Belgien besuchst, aber Heiraten kannst Du erst, wenn Du 21 Jahre alt bist. Das ist Gesetz und daran müssen sich alle halten. Auch Du.“ Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie lange Tante Schrama damals in unserem Haus blieb, aber ich weiß, dass ich ihr versprochen habe ihr zu schreiben und sie das für eine ausgezeichnete Idee hielt, um in Kontakt zu bleiben.

Ende Oktober 1956 begann Onkel Kreppel, aufgebracht durch einen Aufstand in der sozialistischen Volksdemokratie Ungarn, aus Linoleum einen Stempel zu schnitzen auf dem stand: „Gestern Tibet, heute Ungarn, morgen?“ Er war oft länger in München mit Stapeln von Briefumschlägen und schickte mich mit einem Paket davon zu Kaplan Hamberger. Die beiden hatten eine Initiative zur Unterstützung der Aufständischen in Ungarn gegründet und waren dabei Spendenbriefe zu verschicken, die wohl Erfolg hatten, denn Kaplan Hamberger gab mir Bündel von Briefen mit, die als Antwort eintrafen. Viele waren mit ungarischen Marken frankiert und da ich eben begonnen hatte Briefmarken zu sammeln, durfte ich die behalten. Nach dem Einmarsch der Roten Armee und der Niederschlagung des Aufstands am 4. November verwendete er die Spenden, um ungarische Flüchtlinge in München zu unterstützen.

Nach seiner Rückkehr zum Hohenpeißenberg begannen er und meine Mutter über meine Zukunft nachzudenken, das heißt, meinen Übergang zur Oberschule. Meine Klassenlehrerin Fräulein Rosa Winter, die im Lehrerhaus neben der Volksschule wohnte und „vorschlagsberechtigt“ war, schien skeptisch zu sein. Ich sei zwar ein guter Schüler, aber das würde nicht reichen. Es gab ein paar Mädels, die besser waren als ich, aber deren Eltern dachten nicht daran ihre Töchter auf die Oberrealschule mit Gymnasium in Weilheim zu schicken. So kam es, dass von 25 Schülern und Schülerinnen nur zwei übrig blieben, die zwar nicht den Ansprüchen genühten, aber deren Eltern sie zur Aufnahmeprüfung anmelden wollten. Dazu gehörte meine Mutter, die hoffte, dass möglichst alle ihre fünf Söhne wie sie selbst mindestens mit Abitur abschließen. Mein ältester Bruder Jörg und mein nächstälterer Bruder Fritz waren inzwischen aus Opladen bei Köln, wo unser Vater wohnte, zum Berg zurückgekehrt und fuhren täglich mit der Bahn zur Mittel- und Oberschule in Weilheim. Das hätte ich ja auch tun können, aber irgendwie kam es unter dem Einfluss des jungen Kaplan

Hamberger, der den alten Pfarrer Kleidorfer vor allem in der Jugendarbeit zur Seite stand aber auch als engagierter Prediger auffällig war und in enger Beziehung mit Onkel Kreppel stand, die Idee eingebracht hat mich, da ich mich als Ministrant bewährt hatte, im Priesterseminar der Erzdiözese München in Freising unterzubringen. Da er „vorschlagsberechtigt“ war, stand plötzlich die Idee im Raum, dass ich doch Priester werden könnte. Ich begann die Idee zu verinnerlichen, bis mir ein kleines noch wenig verständliches Detail auffiel: Die Zölibatklause. Ich zog mich nun öfter zurück in meine Laubhütte, die ich mir im Unterholz des Waldes an der Abzweigung unserer Zufahrt von der Bergstraße errichtet hatte. Dort war ich in der von Onkel Kreppel vorgeschriebenen Rufweite zum Haus aber dennoch vor Einblicken durch das Laub der Buchen, Eschen und Büsche geschützt. Ich dachte über meine Liebe zur Steigerstochter nach und über die wenigen glücklichen Küsse, die wir auf der Bank am Bach ausgetauscht haben, ihre weiche Haut, ihre leuchtenden Augen und das Glück neben ihr zu sitzen so lange wie möglich. Wenn wir uns trennen mussten, sie bergab und ich bergan nach Hause gingen, begleitete mich ein Glücksgefühl. Es hatte sich etwas ereignet, was bisher nur aus Märchenbüchern kannte, etwa aus „Kasperle auf Reisen“. Die Rosemarie hatte es mir angetan und nun war sie in mein Leben getreten, um gleich wieder zu verschwinden? Auch der Führer Toni konnte mich nicht verstehen. „Keine Frau, keine Kinder, keine Familie bloß um Pfarrer zu werden? Du spinnst.“ „Ich könnte ja auch Bischof werden und sogar nach Rom gehen....“ Irgendwie hat seine Schwester Maria das mitgekriegt, denn von nun an begann sie mich zu mit heruntergezogenem Höschen zu provozieren und ich kam mit dem Beichten gar nicht mehr hinterher. Als der Winter endlich zu Ende ging traf die schlechte Nachricht ein: Aus Freising kam eine Absage. Der Kaplan hatte zwei Namen vorgeschlagen, mein Klassenkamerad Ferstl wurde wahrscheinlich wegen seiner stabilen Familienverhältnisse vorgezogen. Nun begann Onkel Kreppel einen Plan B zu verfolgen und fand nach einiger Zeit das Missionsseminar der Benediktiner in St. Ottilien. Die Benediktiner schienen weniger Vorbehalte gegenüber dem Sohn einer geschiedenen Protestantin zu haben, die zum Katholizismus konvertiert diesen nun der Kirche anvertraut, um einen Priester und Ordensmann aus ihm zu machen. Im Februar 1957 nahm mich meine Mutter begleitet von Onkel Kreppel zu einem Vorstellungsgespräch nach St. Ottilien mit. Nach einer Besichtigungstour durch Klosterkirche, Missionsmuseum und Klostergärten saßen wir später im Seminargebäude, mit mir in der Mitte, dem Regens des Seminars, Pater Bernward Zimt gegenüber. Er saß an einem großen Schreibtisch unter einem lebensgroßen Porträt des Papstes Pius XII und hatte große Ähnlichkeit mit ihm. Ich hatte nicht mehr zu sagen als „Ja, Pater Regens“ oder „Nein, Pater Regens“ und scheinbar habe ich, meine Mutter und Onkel Kreppel alles richtig gemacht, denn wenig später kam per Post eine Zusage mit einer Einladung zur Aufnahmeprüfung im Juli, die weitreichende Konsequenzen hatte. Ich musste nach der Schule am Nachmittag nicht nur an einem rigorosen Nachhilfeprogramm durch im Wohnzimmer von Lehrer Deubner im Haus hinter dem Gebäude von Schreibwaren Eiband teilnehmen, sondern mich mit dem neuen Berufsziel „Missionar in Afrika“ auseinandersetzen. „Gehet hinaus in alle Welt und kündigt den Glauben!“ Das war etwas anderes als Pfarrer auf einem Berg mit einer barocken Wallfahrtskirche die Messe zu lesen und von einer Haushälterin betreut zu werden.

In der Fastenzeit 1957 bereitete Kaplan Hamberger die 16 Jungen und 15 Mädels der vierten Klasse der Volksschule auf dem Hohenpeißenberg auf die erste Heilige Kommunion vor. Die Altarbilder blieben vom Aschermittwoch bis Karsamstag von violetten Vorhängen verhüllt. Meine erste Beichte hatte ich im Oktober bei Pfarrer Kleidorfer im Beichtstuhl abgelegt, nachdem er unsere Klasse in den geheimnisvollen Zusammenhang von Sünde, Beichte, Vergebung und Wiederaufnahme in die Kirche eingeführt hat. „Durch die sündhafte Tat entscheidet sich der Mensch bewusst gegen Gott und stellt sich somit auch gegen seinen Heilsplan. Durch die Beichte wird der Beichtende wieder mit Gott und der Kirche versöhnt und ihm werden seine Sünden vergeben. Auch die sogenannten ewigen Sündenstrafen und die zeitlichen Sündenstrafen können durch die Beichte erlassen werden. Der Beichtende wird so grundlegend mit sich und seiner Umwelt versöhnt und kann aus diesem Geschenk seinem Leben eine neue und bessere Ausrichtung geben.“ Zwei Beichtstühle standen hinter den Säulen, an denen die Seitenaltäre lehnen.

Danach lernten Toni und ich zusammen bei Kaplan Hamberger im ersten Stock des Pfarrhauses direkt an der Kirche, den lateinischen Teil der Heiligen Messe nach dem Gottesdienst für das Erzbistum München von

1950. Wir lernten den knurrigen alten Messner näher kennen, der die Schlüssel zu Sakristei, Kirche, Kapelle, Glockenboden, Orgel und Empore verwaltete. Er war auch zuständig für den Klingelbeutel, den Opferstock und Barspenden, die nach Begräbnissen oder Hochzeiten auf dem Spendenteller der Ministranten am Ausgang landeten.

Nach zehn Probendiensten in der Frühmesse um 7.30 morgens, die wenig Gläubige anzog, wurden Toni und Ich ab Januar 1957 als Ministranten übernommen und dienten vorerst am Dienstag, und Donnerstag die Frühmesse und am Sonntag die Spätmesse nach dem Hochamt. Es war eine meiner Aufgaben während der Kommunion, das heißt der Austeilung des Leibes Christi in Form einer Hostie an die Gläubigen, Pfarrer Kleidorfer oder Kaplan Hamberger beizustehen, indem ich einen Silberteller unterhalb der Mündel hielt, aus der die Gläubigen ihre Zunge vorstreckten, um die Hostie zu empfangen. Kein Krümel des heiligen Leibes Jesu sollte zu Boden fallen und möglicherweise von den Kirchenmäusen verzehrt werden. Der Silberteller wurde nach vollzogener Kommunion vom Pfarrer am Altar damals noch mit dem Rücken zu den Gläubigen mit einem Tuch über dem Messkelch blank gewischt. Ich musste dann mit einem Silbertablett mit den zwei Karaffen für Wasser und Rotwein in meinen Händen anstehen.

Der Pfarrer goss dann einen Schluck Wasser nach, schwenkte es im Kelch kurz und trank ihn aus. Dann war klar, dass das „Ite missa est!“ bald folgen würde. Kaplan Hamberger liebte das „Ite Missa est!“ Er nutzte seine Sangeskunst so, dass er es auf fast zwei Minuten dehnen konnte. Es klang wie ein Jodler und kündigte den Dienstschluss an. Der Messwein mag dazu beigetragen haben. Toni und ich haben davon genascht. Er schmeckte nicht nach Blut, aber ganz anders als Bier. An die Hostien konnte niemand ran. Einen Schlüssel zum Tabernakel hatten nur der Messner, der Pfarrer und der Kaplan. Außerdem wussten wir, dass die Hostie heilig ist und derjenige der sie missbrauchte eine Todsünde begeht, die Gott umgehend etwa durch einen Blitzschlag oder den Biss einer Kreuzotter bestrafen würde.



Der Kommuniionsunterricht fand in der Marienkapelle neben der Pfarrkirche statt. Es war kalt und zugig, aber Kaplan Hamberger war jung und feurig, wenn es um das Geheimnis der Wandlung, dem Höhepunkt jeder Messe ging, wenn die Opfertgaben von Brot und Wein zum Leib und Blut Christi werden und die Gläubigen die Gnade erfahren Teil dieses Mysteriums zu werden und den Sohn Gottes in sich aufzunehmen. Voraussetzung dafür war ein Zustand der Reinheit, den wir durch das Sakrament die Beichte schon kennen

gelernt hatten. Da ich vor meiner Konversion gewohnt war, dem Gottesdienst mit meiner Mutter und meinen Brüdern in der kleinen evangelischen Kirche unten im Dorf zu folgen, wusste ich, dass man als Evangele dreizehn Jahre alt werden musste, um nach der Konfirmation am Abendmahl teilnehmen zu dürfen. Dort wurde jedoch Brot und Wein, bzw. Traubensaft gereicht. Als noch nicht Zehnjähriger fühlte ich mich von der katholischen Kirche besser behandelt, wunderte mich jedoch über den Unterschied, denn von Religionskriegen hatte ich damals noch nichts gehört, habe aber nicht vergessen dass meine katholischen Klassenkameraden mich einen Ketzler nannten, als ich noch evangelisch war. Jetzt sollte ich endgültig einer von ihnen werden:

Ein Katholik, der berechtigt war einmal am Tag das Sakrament der Heiligen Kommunion zu empfangen und nicht nur mit einem Silbertablett neben dem Pfarrer stehend die Hostienbrösel anderer aufzufangen, sondern nun in direktem Kontakt zum himmlischen Vater zu stehen. Mein Vater schickte mir zwar mit Maschine geschriebene Postkarten zu Geburtstag und Weihnachten und schickte meine Mutter zu mir, um heraus zu finden, was ich mir von ihm wünschte, aber er hatte keine Stimme mehr, die zu mir sprach. Ich konnte inzwischen telefonieren, aber durfte ihn nicht anrufen und er selbst rief nie an.



Endlich, am Weißen Sonntag, dem ersten Sonntag nach Ostern, am 28. April 1957 war es soweit: Der Tag meiner Erstkommunion war da. Nach dem ersten Schultag war die Erstkommunion eines der wichtigsten Festtage im Familienleben der damaligen Landbevölkerung. Diesmal standen jedoch keine Schultüten im Zentrum der Aufmerksamkeit, sondern die für diesen Festtag angemessene Kleidung sowie eine Kommunionskerze, die man lebenslang in Ehren hielt, denn sie war fast so heilig wie das Sakrament. Knaben erschienen im schwarzen Anzug, Mädchen in weißen Kleidern. Dazu gab es entsprechende Accessoires wie Schlipse und glänzende schwarze Schuhe für die Knaben oder weiße Handschuhe, Kopfschmuck und Lackschuhchen für die Mädchen. Auch die Kerzen boten viel Raum um Wohlstand zu zeigen. Eine Herausforderung für meine Mutter, die als Konvertitin besonders gefordert war. Ein Kommunionanzug oder glänzende Schuhe sprengten ihren Finanzrahmen. Aber es gab ja Frau Dollinger, die Gattin des Metzgers und Inhabers des Gasthofs Schächten, die neben dem Gasthof mit Biergarten und vielen Gästezimmern auch den Laden für Wurst- und Fleischprodukte ihres Mannes führte, der in einem Nebengebäude eine Schlachterei betrieb. Sie hatte einen Sohn der ein Jahr vor mir zu Kommunion ging. Sie kannte mich von den Besuchen meiner Mutter mit mir am Rockzipfel hängend. Sie lachte, wenn sie mich sah und hatte Vergnügen daran mir, dem kleinen Puzel ein Wiener Würstchen über die Theke zu reichen: „Schaug, de is für di!“ Dabei lachte sie und freute sich über meine großen Augen und ausgestreckte Hand. So kam es, dass meine Mutter mir zwei Wochen vor dem Weißen Sonntag mitteilen konnte, dass ich mit schwarzem Anzug und Lackschuhen zur Kommunion gehen würde. Sie hatte zudem eine prächtige Kommunionskerze besorgt und außerdem würde uns der Taxiunternehmer Pröbstl an der Bergstraße aufnehmen und uns bis vor die Kirche fahren. In der Nacht vorher war ich schrecklich aufgeregt. Das Wort

Lampenfieber habe ich erst viel später kennengelernt, aber es war wohl so etwas wie das. Seit der Konversion war mein Leben aufregender als je zuvor und nun erwartete mich die letzte Prüfung: Die Kommunion, die Aufnahme als Mitglied der neuen Kirche. Diesmal nicht auf den Stufen des Altars, sondern mit den anderen in der zweiten Bank der Knaben rechts vom Durchgang zum Altarraum; ganz in Schwarz. In den zwei ersten Bänken links die Mädchen ganz in weiß. In den Bänken hinter uns die stolzen Eltern und weiter hinten und auf der Empore die andere Dorfbevölkerung. Wir würden mit Namen einzeln aufgerufen und mussten etwas sagen. Ich weiß nicht mehr was, aber ich hatte Angst vor Fehlern oder vor Zwischenrufen.



Als es hell wurde bemerkte ich, dass das Tageslicht weißlich war, wie abgeblendet. Als ich zum Fenster raus sah, stellte ich fest, dass es geschneit hatte. Etwa zehn Zentimeter. Ich machte mir Sorgen um die Lackschuhe und die Veränderung des geplanten Ablaufs. Schließlich ging alles gut. Pröbstel's Taxi konnte zwar nicht die Einfahrt zu unserem Haus benutzen, aber irgendwie bin ich mit Onkel Kreppel und Mutti trockenen Fußes zu seinem Taxi und zum Vorplatz der dicht besetzten Kirche gekommen. Dort warteten schon die anderen Kommunionkinder in ihren Anzügen und weißen Kleidchen mit ihren Kerzen in der Hand darauf in fest geschlossenen Reihen in den Kirchenraum einzuziehen und ihre Plätze in den vordersten Reihen einzunehmen. Die Orgel toste dazu, ich hörte hundert Stimmen tuscheln und spürte die Blicke von hundert Augen als ich meinen Platz in der zweiten Reihe ansteuerte. Ich spürte die Blicke meiner Mutter und von Onkel Kreppel im Kirchenraum hinter mir. Ich wollte jetzt keine Fehler machen, aber die Kommunionskerze fing an zu tropfen, heißes Wachs fiel auf meine Hand. Ich sah zu den Mädchen, die das gleiche Problem, aber Handschuhe an hatten. Also holte ich mein Taschentuch aus der Jackentasche und wickelte es um die Kerze. Das beruhigte mich und von nun ging alles leichter. Ich konzentrierte mich auf das was mir bevorstand: Die Begegnung mit dem Leib Christi und eine Zukunft mit Jesus, den Mann den sein Vater verlassen hat, der gekreuzigt wurde und von den Toten wieder auferstanden ist.



Nach der Fronleichnam Prozession, es war im Frühsommer 1957, hörte ich von meiner Mutter, dass Tante Schramas Tochter Gisela mit dem Inhaber eines Reisebüros aus Belgien nach Hohenpeißenberg kommen würde, um zu prüfen, ob das Gästehaus Dr. Wychgram in dessen Tourenprogramm einbezogen werden kann. Da ich inzwischen alle Hochzeitspläne eingedampft hatte, sah ich dem Besuch neugierig, aber gelassen entgegen. Als der große schwarze Citroen Avant die Auffahrt hochfuhr, war ich dennoch steif vor



Erwartung. Der Wagen hielt auf dem Platz hinter dem Haus, die Türen öffneten sich, ein Fox Terrier sprang heraus und raste mit Carracho Richtung Küchenvorplatz um Hühner zu jagen. Wolfgang und ich jagten hinterher, um ein Blutbad zu vermeiden, doch eine Frauenstimme, die unentwegt „Wiski, Wiski, Wiski!“ rief brachte den Hund zur Besinnung. Wiski spuckte ein Huhn aus, rannte zurück Richtung Auto und setzte sich neben Gisèle, die neben meiner Mutter stand, in Positur. Als ich hinzutrat und sie per Handschlag begrüßen wollte, knurrte Wiski mich an. „Du bist Burkhardt? Meine Mutter hat mir schon viel von Dir erzählt. Sie lässt Dich herzlich grüßen und sie hat mir auch kleines Geschenk für Dich mitgegeben.“ Sie holte ein in schimmerndes Geschenkpapier eingehülltes Päckchen vom Rücksitz und gab es mir. Sie hatte kurze, rötlich schimmernde Haare und grünblitzende Augen, war sehr schlank und wirkte distanziert. Vielleicht lag das an ihrem Gefährten, den sie als Alfons de Vliegere vorstellte und der wenig Deutsch sprach. Er drängte Gisèle auf Französisch, wahrscheinlich ins Haus zu gehen, um möglichst schnell zur Sache zu kommen, weil man ja am nächsten Tag auch weiter müsse. Wir Kinder wurden später ermahnt nicht zu stören und wenige Stunden darauf hörten wir aus dem offenen Fenster von Zimmer 7 im ersten Stock, wo acht Gästezimmer auf Gäste warteten, nur noch Gisèle's Schreibmaschine klappern und Alfons Stimme in Französisch diktieren. Abends speisten die Erwachsenen im Esszimmer, während wir in der Küche Abendbrot bekamen. Gegen Mittag des nächsten Tages stiegen sie samt Wiski wieder in dieses tolle Auto und wir winkten ihnen von der Mauer der Terrasse nach, als sie die Bergstraße hinabfuhren.

Im Juni 1957 bestand ich die dreitägige Aufnahmeprüfung in St. Ottilien. Onkel Kreppel hatte mich zum Bahnhof Weilheim und zu einem roten Schienenbus Richtung Mering begleitet. Er zeigte mir die Bahnstrecke auf der Karte. Es war der zehnte Bahnhof auf der Strecke. Als Lektüre hat er mir Büchlein über Benedikt von Nursia mitgegeben, bevor er zum Zug Richtung München eilte. Es war eine schöner Sommermittag und die Bahnstrecke am Ammersee überaus reizvoll. Ich konnte den Ammersee vom Hohenpeißenberg aus gut sehen und mit Opas Fernglas auch Details, aber vor Ort zu sein ist dann doch beeindruckender. Die Prüfungen fanden in einer Baracke auf der Rückseite des Seminargebäudes statt und wurden eingeleitet von einem Test mit dem die Intelligenz mit ganz neuen Methoden ermittelt und gemessen einen Quotienten ergibt. Ich kann mich nicht mehr an die Details des Tests erinnern, aber das Ergebnis sollte mich von da an unangenehm verfolgen. Als wir nach drei Prüfungstagen einzeln zur Bekanntgabe der Ergebnisse nach alphabetischer Namensfolge zu Pater Wolfram gerufen wurden und ich ihm endlich gegenüberstand, hörte ich mit großer Genugtuung, dass die vielen Nachhilfestunden durch den pensionierten Lehrer Deubner und Onkel Kreppel nun doch zu einem guten Ergebnis geführt hatten.

Pater Wolframs Bemerkung aber, dass ich im Intelligenztest über dem Durchschnitt abgeschnitten hätte und dass mir daraus eine besondere Verpflichtung zu herausragender Leistung entstehe, deren Erfüllung besonders beobachtet werden würde, klang wie eine Drohung. Ich war dennoch guten Mutes, denn das große Seminargebäude mit seinen vier Etagen war großzügig gebaut und ausgestattet. Die Wände des Refektoriums waren mit Jugendstilbildern geschmückt, langgestreckte von wehenden weißen Schleiern umhüllte Gestalten engselig zwischen Birken schwebend. Dort konnten 170 Zöglinge und auch fünf Patres gleichzeitig beköstigt werden. Die Hauskapelle im neugotischen Stil war zur Morgenmesse von vielfarbigem Licht durchflutet wie das Ende des Regenbogens.



Außerdem gab es eine große Turnhalle mit Bühne und Kinoleinwand. Dort saß ich mitten unter den anderen Prüflingen, allen Seminaristen und vielen Patres und durfte wie im Kino einen Film mit Ton angucken. Im Mittelpunkt natürlich ein Mensch, der sich entscheidet Priester zu werden. Der Film beobachtet seinen Weg bis er mit zehn anderen jungen Männern auf dem roten Teppich im Altarraum einer mächtigen Kathedrale mit dem Gesicht nach unten liegt und seine Weihe zum Priester durch den Kardinal erfolgt. Unter den hohen Bäumen an der Allee zum Tor gab es außerdem einen runden Teich mit Insel, in dem wir nach der Vesper zum Schwimmen geschickt wurden. Das alles und auch den kleinen Bahnhof von dem man mit dem roten Schienenbus mit seinen Panoramafenstern am Ammersee bis nach Weilheim fahren konnte fand ich alles sehr anziehend. Auch das Essen war gut. So fuhr ich wohlgenut mit dem Zug nach Hause und freute mich auf die bevorstehenden Sommerferien, in denen es nie an Gesellschaft mangelte.



Die schriftliche Bestätigung samt Einberufungsbefehl in das Missionsseminar der Benediktiner, Administrationsgasse 5, Dillingen an der Donau erreichte meine Mutter ein paar Wochen später. So kam es, dass sie mich am ersten Septembertag mit der Bahn nach Dillingen an der Donau brachte. Es dauerte einige Stunden um nach Dillingen, gut 70 km vom Mutterkloster und 110 km von zu Hause entfernt, zu reisen. Ich lernte „umsteigen“ in Bahnhöfen mit mehreren Bahnsteigen wie dem von Weilheim mit sechs oder Augsburg mit acht.

Die ersten zwei Klassen im Missionsseminar der Benediktiner waren in der Administrationsgasse 5 in Dillingen untergebracht und dort fand auch in zwei Klassenräumen der Unterricht statt. Mein Bettzeug und Wäsche, von der in jedes Stück die Nummer 874 eingenäht sein musste, war in einem großen Weidenkorb per Bahn vorausgeschickt worden. Im obersten Stock des Hauptgebäude gab es ein großes für die 24 Schüler der ersten Klasse und zwei kleinere ungeheizte Dormitorien für die 22 Schüler der zweiten Klasse, ein Refektorium und eine Hauskapelle für 60 Personen, eine Turnhalle mit Reck, Barren, Böcken, Seilen und Sprossenwänden, eine Kegelbahn, große Gemüse- und Obstgärten, einen Sportplatz und betonierte Wege durch den von den Nonnen und Frater Stanislaw bewirtschafteten Garten, über die uns Pater Konradin vor dem Unterricht im Dauerlauf hetzte. Das vielleicht 2 ha große Grundstück war übermannshoch eingezäunt bis auf zwei hohe Pforten, die wie die Toiletten in den Zügen nur mit einem Dreikantschlüssel zu öffnen waren. Es gelang mir nach einigen Monaten so einen Schlüssel zu organisieren und zu verstecken. Das große Tor von der Stadt zum Innenhof der Anlage war meist verriegelt und zum kleinen Seitentor kam man nur heraus, wenn man die Schwester Pförtnerin herausläutete und eine Ausgangsbewilligung vorweisen konnte. Ein fast kompletter Freiheitsentzug, das starre Gerüst der Tage, die Quälerei in der Turnhalle und auf dem Sportplatz – beides gab es nicht in meiner Dorfschule auf dem Berg - und die erste Tracht Prügel mit dem Rohrstock für eine 6 in Latein waren vorerst schwer zu ertragen.



In den ersten Monaten nach meiner Ankunft muss ich wohl allen Menschen, die mir lieb waren, eine Postkarte aus Dillingen geschrieben haben und wohl auch eine an Tante Schrama, denn sie schickte mir eine Postkarte aus Brügge: „Lieber Burkhardt, hab vielen Dank für Deine schöne Karte, über die ich mich sehr gefreut habe. In den nächsten Tagen werde ich Dir ein Päckchen mit Bonbons schicken. Herzliche Grüße, Deine Tante Schrama.“ Die Bonbons, es waren „Cote d’Or“ Pralines, die in glänzende Silberpapiere in verschiedenen Farben und zu Rüschen gedrehten Enden eingewickelt waren, scheinen mich erreicht zu haben. Am 21. Oktober 1957 schrieb ich aus Dillingen an Tante Schrama in der Peerdestraat 5 in Brügge, Belgien: „Liebe Tante Schrama, ich danke Dir viel für die Bonbons und die Karten. Leider kam ich nicht dazu

einen Brief zu schreiben, denn ich habe jetzt noch weniger Zeit als am Anfang, denn in Latein muss ich aufholen. Die Karte ist von der Madonna in St. Ottilien. – Viele, viele Grüße von Burkhardt .“

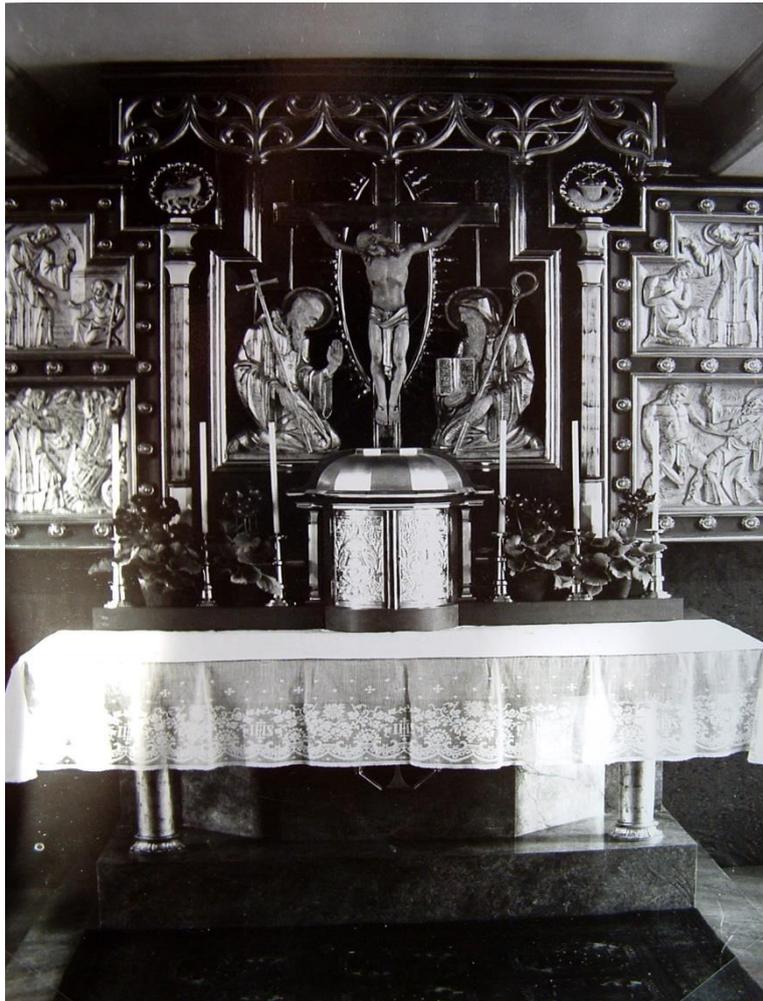
Die Madonna auf der schwarz-weißen Bildseite der Karte ist eine Pieta, also die leidende Mutter Maria mit dem toten, halbnackten Sohn mit der linken Achsel in verrenkter Pose über ihrem rechten Knie hängend, die Wunde, die der letzte Stoß der Lanze des Soldaten nach seinem Herzen in seiner linken Brust hinterlassen hat, ist deutlich sichtbar. Die linke Hand der Mutter hält Jesus Kopf, der wie zur Seite gefallen auf seiner Schulter liegt. Sein Mund ist halb geöffnet, die Augen fast geschlossen, die Gesichtszüge zeugen von erduldeten Martern und Tod. Marias Gesicht scheint in steinernem Schmerz erstarrt, die Augen, die auf den toten Sohn blicken sind leer und ausdruckslos. In ihrer Brust steckt ein Schwert. Da Tante Schrama auch katholisch und Frau war, hielt ich die Karte für passend, denn die Auswahl, die Pater Konradin im Magazin vorhielt war nicht sehr groß.



Die Welt war voller Wunder, die alles übertrafen, was ich bisher kannte. Im „Meßbuch der heiligen Kirche“, nach seinem Herausgeber Anselm Schott O.S.B „Der Schott“ genannt, war wenig zu finden über die Welt der Heiligen und ihre Wunder, denn letztere waren und sind noch immer eine Voraussetzung für eine Heiligsprechung. Die Wunder, die Jesus vollbrachte waren die Grundlage auf der seine Nachfolge, die Apostel und die durch Petrus geründete römisch-katholische Kirche und ihre Heiligen uns teilnehmen lassen am Wunder der Schöpfung und Gnade Gottes. Ich habe damals erfahren, dass ein Katholik, der für seinen Glauben als Märtyrer stirbt, direkten Zugang zum Himmelreich hat. In Dillingen bekam jeder von uns nun ein neues, zusätzliches zweites Buch. Es war nicht in derselben handlichen Größe wie der „Schott“, mit schwarzen Leinenumschlag mit goldenem Kreuz sondern burgunderrot mit einem lederartigen Einband, hatte einen Umfang von über 1000 Seiten und hieß: „Das Leben der Heiligen Gottes.“

Es war reich bebildert und erzählte die Geschichte der Heiligen des jeweiligen Tages und die schienen mir ergiebiger als die Psalmen zum Tage oder Details wie die Farbe der Messkleider des jeweiligen Tagesheiligen etwa für Kirchenlehrer (gelb) oder Märtyrer (rot) die ich aus dem Schott kannte. Nachdem ich festgestellt hatte, dass die Geschichten der Märtyrer besonders aufregend waren, begann ich nach Märtyrergeschichten zu stöbern und davon gab es bestimmt achtzig. Sie wurden ertränkt, zerstückelt, den Löwen zum Fraße vorgeworfen, mit Pech übergossen, an Masten gebunden, angezündet und zur Straßenbeleuchtung eingesetzt oder schlicht öffentlich einzeln oder in Gruppen verbrannt. Anderen wurden in Folterkellern die Finger- und Zehennägel ausgerissen, sie wurden mit glühenden Eisen gebrandmarkt, sie mussten mit dem Kopf nach unten aufgehängt Peitschenschläge ertragen. Wenn sie dabei nicht den Glauben verrieten und

sich als standhaft erwiesen, war ihnen auf alle Fälle der Weg ins Himmelreich geebnet. Da wir täglich zweimal, einmal morgens um 6.30 zum Morgengottesdienst und abends um 8 zur Abendandacht in der Hauskapelle verbrachten, blieb genug Zeit auch alternative Wege zum Heilig werden nachzulesen wie etwa der als Kirchenlehrer, für die mussten keine Wunder nachgewiesen werden. Ich war fasziniert davon an wie vielen Orten etwa Augustinus tätig war und dass er durch ein Buch mit dem Titel „Bekenntnisse“ so erfolgreich war, dass er heiliggesprochen wurde und seit 1550 Jahren ein Zimmer im Gebäude der auf Petrus, dem Felsen, dem der Hahn dreimal krächte, gegründeten katholischen Kirche bewohnt. Ich hab mir damals vorgenommen, die „Bekenntnisse“ zu lesen, aber als ich Onkel Kreppel darum bat, mir sein Exemplar zu leihen, kam die gewohnte Antwort: „Du bist noch zu jung, das zu verstehen, aber du wirst dich später darüber freuen.“



Trotz mancher Unbill, wie die ständige Angst wieder eine Tracht Prügel, sei es von Präfekt Konradin oder meinen Mitschülern einzufangen, begann ich mich langsam einzugewöhnen und an meinen Überlebenskünsten zu arbeiten. Da ich neben Rüdiger Steen der einzige und noch dazu preußische Oberbayer unter Mitschülern aus Schwaben war, wurden wir das natürliche Opfer ethnischer Diskriminierung. Das führte etwa dazu, dass mich drei schwäbische Mitschüler zu Boden stießen, sich auf mich setzten um mich mit Fäusten zu bearbeiten und aufforderten zu sagen: „Augsburg ist größer als München! Sage es!“ bis ich schließlich kurz vor dem Ersticken zustimmte, dass Augsburg, die bescheidene Hauptstadt des bayerischen Regierungsbezirks Schwaben größer sei als die Landeshauptstadt München. Es nützte auch nicht, dass in meinem Knaur Weltatlas im Jahr 1950 in München 890.000 Einwohner und in Augsburg nur 170.000 gezählt wurden. Da ich bisher nur Augsburg durch meine Zwischenaufenthalte beim Umsteigen in den Zug nach Weilheim kennengelernt hatte, aber wie wahrscheinlich auch alle meine

Kameraden noch nie in München waren, konnte ich dem nicht ohne zu lügen zustimmen. Aber mit Notlügen ging der Beichtvater relativ gnädig um.

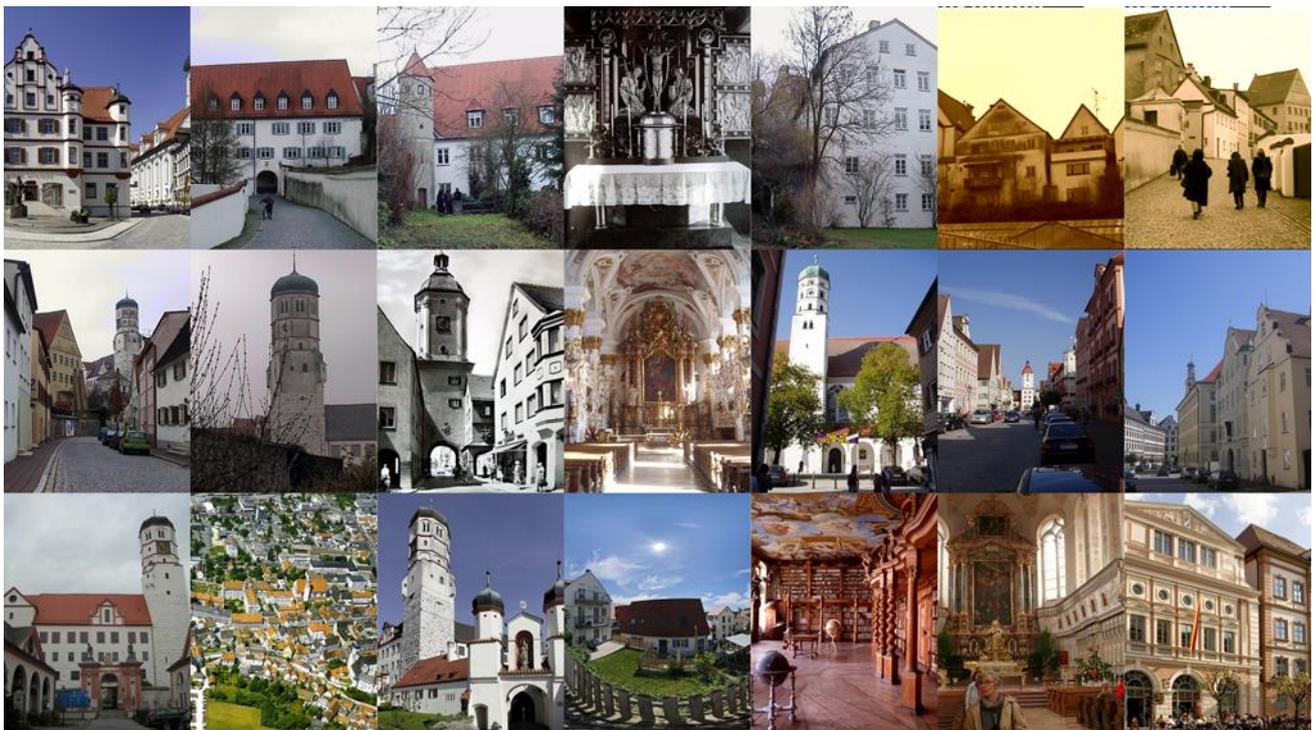
Der Verwicklung in weitere Raufereien versuchte ich von da an mit einer Strategie der gegenseitigen Vernichtung zuvorzukommen. Das heißt, dass ich, wenn ich von mehreren angegriffen wurde, mit einer bis zum Letzten entschlossenen Haltung klar machte, dass ich bei einem Angriff bereit war zu sterben, aber wenigstens einen oder zwei meiner Angreifer mit in meinen Tod reißen würde. Da ich rascher an Größe und Gewicht zulegte als meine Kameraden zahlte sich diese Strategie mittelfristig aus und brachte mir erst die stillschweigende Anerkennung und später die Unterstützung von ein paar Freunden ein, was das Alltagsleben erleichterte. Außerhalb des starren Tagesablaufs von Gottesdienst, Schulstunden und Studierzeiten, gab es einige Abwechslungen wie Schwimmen in der Donau im Sommer oder Schlittschuhlaufen auf den vereisten Altwässern im Winter, Sauerkrautstampfen mit nackten Füßen bei den Franziskanerschwestern oder zwei Wochen Kartoffelernte auf den Feldern der Bauern in der Donauebene im Herbst. Das Kloster erhielt dafür ein paar Fässer Sauerkraut oder zwei oder drei Wagenladungen Kartoffeln.



Während der zweiten Klasse gab es manchmal auch „Dienstreisen“ als zweiter Ministrant mit dem Pater Prior zu Gottesdiensten außerhalb des Seminars im schwarzen Mercedes 170 des Priors, was an manchen Sonntagen vorkam. Das geschah einmal in einer Krankenhauskapelle, ein andermal in einer Burgkapelle, was ich sehr aufregend fand, weil die Burg, die nur über eine schwindelerregend hohe Zugbrücke zu betreten war, auf einer Felsnadel stand und ich durch die Fenster der Kapelle weit über die sanfte hügelige Landschaft blicken konnte. Burg und Kapelle wurden im Mittelalter gebaut und die spätgotische Spitzbogenarchitektur, Altarbilder mittelalterlicher Meister und sonst klarer, sichtbarer Stein, das alles stand in starkem Kontrast zu den von Puten, Säulen aus falschem Marmor und barocken Deckengemälden oder Altarbildern überquellenden Kirchen, in denen ich bisher gebetet hatte.

Das Beten gehörte zum Tagesablauf und ging allem anderen vor. Morgenandacht, Ave Maria zum Mittagläuten, Tischgebet vorher und nachher und Abendandacht: „Herr sei mit uns, denn der Teufel geht um wie ein brüllender Löwe, suchend, wenn er verschlinge!“ Um 20.30 schritt der jeweils Diensthabende Präfekt die Betten ab, kehrte zurück zur Tür und bevor er das Licht löschte, verkündete er einmal laut und deutlich: „Silentium!“. Natürlich hielten wir uns daran, weil wir ahnten, dass er zurückkommen und an der Tür lauschen wird, um uns, wenn wir zu laut flüsterten, durch Wiederanschalten des Lichts aufzuschrecken und wenn einer dann nicht im Bett lag entweder eine sofortige Strafe auszusprechen wie etwa Aufstrichverbot zum Frühstück für eine Woche (Euphemismus für Muckefuck und trocken Brot) oder Gras aus den Kieswegen zupfen oder am Samstag nachmittags alle Stiefel der Mönche zu putzen oder, oder, oder...Die Art der Strafen war so vielfältig wie die Vergehen, die in den „Satzungen der Seminarien der Benediktinerkongregation von St. Ottilien“ in Frakturschrift aufgeführt waren.

Alle ein- und ausgehende Post wurde von Pater Konradin kontrolliert. Ausgehende Briefe mussten unverschlossen in einen Briefkasten an seiner Zellentür geworfen werden. Natürlich konnte man das durch Handeinwurf in einen Briefkasten in der Königstraße lösen, aber da gab es ja die wöchentliche Beichte am Freitag, nachmittags im Beichtstuhl in der kleinen Sakristei neben der Hauskapelle. Es war ratsam das Angebot anzunehmen und kleinere Vergehen wie Eitelkeit oder Naschsucht zu gestehen. Es war nicht einfach sich jeden Freitag eine Sünde auszudenken, die es wert war, eine Absolution zu erhalten, für etwas, was sich eigentlich gar nicht ereignet hatte. Als Ministrant in Hohenpeißenberg habe ich mich manchmal gewundert, warum die Beichte von alten Bauersfrauen so lange dauern konnte. Aber bei Pfarrer Kleidorfer war das verständlich, da die Beichte eher eine Sprechstunde mit dem Pfarrer war, der viele Geheimnisse seiner ihm als Hirte anvertrauten Schafe kannte. Aber was sollten wir zehn Jahre alten Buben, die gut behütet und überwacht hinter Klostermauern aufwuchsen, denn für schreckliche Dinge tun, die einer Absolution bedurften?



Nachmittags durften wir gelegentlich ohne Aufsicht von Pater Konradin, Pater Ludwig oder Pater Balthasar das Seminar verlassen. Dann streunten wir durch die Königstraße, das Kaufhaus auf der anderen Seite des Mitteltors oder sammelten in den Donauauen nach den Herbstmanövern der Bundeswehr nahe der Donaubrücke Platzpatronen ein, die nicht gezündet hatten. Wir schlichen in die Werkstatt von Frater Desiderius, einem kleinen schlanken, gebeugten weißhaarigen, einsilbigen Mann mit einer großen, gebogenen Nase, der für Hausmeisterarbeiten zuständig war, klemmten die Patronen in den Schraubstock, schnitten die Plastikhülsen auf, holten das Pulver heraus und brachten die Zündkapsel mit einem Hammerschlag zur Detonation. Das Pulver haben wir auch als Niespulver verblasen oder im Dunkeln angezündet und zugesehen wie es mit viel Gefunkel verpuffte.

Der große Schlafsaal der ersten Klasse nahm den gesamten dritten Stock des Gebäudes an der Administrationsgasse ein. Durch die sechs hohen Fenstergauben konnte man die Silhouette der Schlossanlage mit dem von einer Zwiebelhaube gekrönten Schlossturm in der Mitte sehen und den Verkehr von und zur Kaiserstraße oder zum Haus eines Arztes an der Einfahrt zum Missionsseminar beobachten. Mein Bett stand dort etwa in der Mitte der letzten von vier Bettreihen aus gebogenen Stahlrohrgestellen an der Wand gegenüber den sechs hohen Fenstern zur Administrationsgasse. Hinter unseren Betten gab es drei weitere Fenster durch die man in den Innenhof und die Einfahrt bis zur Turnhalle sehen konnte. Im großen

Schlafsaal begann im Sommer die Sonne schon kurz nach dem Aufgehen an unseren Nasen zu kitzeln. Der neue Schlafraum bot mehr Geborgenheit und außerdem war jeder von uns nun Mentor für je einen Neuankömmling der 1. Klasse.

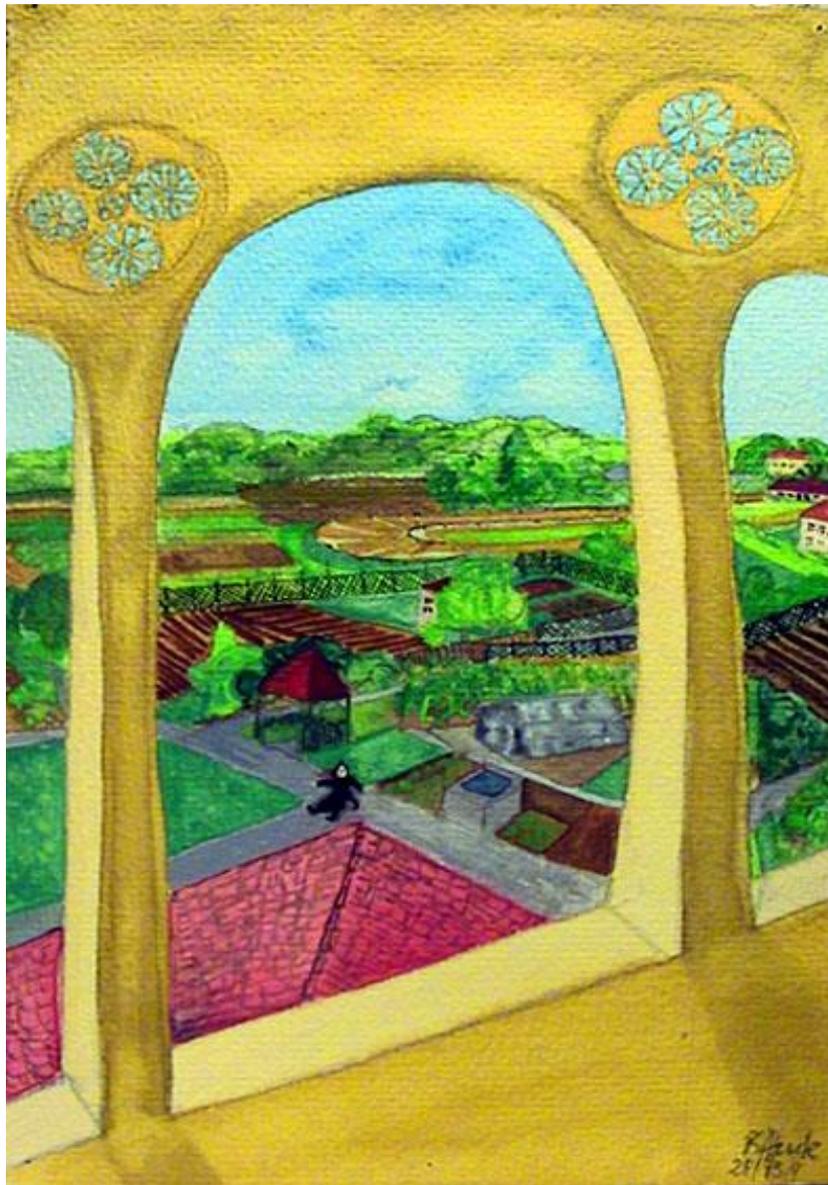
Wir waren jetzt die Älteren und niemand mehr von uns konnte die vorher Älteren zu Hilfe rufen und in interne Klassenangelegenheiten verwickeln oder sie anstiften uns bei Konradin zu verpfeifen. Etwa weil wir heimlich auf dem Klo oder unter der Decke Landserhefte, Lorerrömer oder Jerry Cotton Hefte lasen oder von den Marktständen in der Kaiserstrasse Spielzeug stahlen. Der erste Fall ging für mich glimpflich ab, weil es nicht mein Landserheft war, das ich gelesen hatte, sondern weil Fridolin Hauser „Hauser“ draufgekritzelt hat. Im zweiten Fall konnte ich nachweisen, dass ich eine kleine Planierdrau, die mit ihren Gummiketten die schräge Schreibplatte meines Pultes hinaufrattern konnte, im Spielwarenladen an der Kaiserstraße gekauft und nicht geklaut hatte. Dennoch war es untersagt Gedrucktes jeglicher Art ohne Genehmigung des Präfekten ins Haus zu bringen und es war untersagt während der Studienzeit mit einer Planierdrau zu spielen. Das wurde nicht mit Rohrstock sondern mit einer ersten Verwarnung geahndet, die in meiner Akte eingetragen wurde und die Basis eines Strafregisters bildet, dessen spätere Folgen ich noch gar nicht ahnte.

In den Sommerferien hatte mich meine Mutter zu einem Bekannten, dem Tierarzt Dr. Ackermann in Maisach bei Fürstenfeldbruck gebracht. Der war in zweiter Ehe mit Ingeborg Ackermann verheiratet, die gerade unter dem Pseudonym Teda Bork als Schriftstellerin bekannt geworden war. Sie war, wie meine Mutter es nannte, durch ein Buch mit dem Titel „Im Namen einer Mutter“ ‚berühmt‘ geworden. Als ich meine Mutter fragte, worum es in dem Buch geht, meinte sie, dazu wär ich noch zu jung. Das Buch hätte sie unter Pseudonym herausgebracht. Ich hatte keine Ahnung was ein Pseudonym ist, deshalb fragte ich nach was das ist. Unter einem anderen Namen veröffentlichen? Wie geht das ohne zu lügen? Das Buch war jedenfalls so erfolgreich, dass sie nur vom Geld der Filmrechte ein Schwimmbecken in ihrem Garten bauen konnte. Und tatsächlich, es gab dort nicht nur ein etwa 12 mal 4 Meter großes Schwimmbecken und einen Garten voller Blumen, Gemüse und einigen Erdbeerbeeten, sondern auch ein geräumiges Haus mit einer weit ausholenden Innentreppe, die aus dem Wohnbereich im Erdgeschoß mit großer von einer Markise überspannten Terrasse, in den ersten Stock führte. Das Haus hatte einen L-förmigen Grundriss und ein spitzes Dach, enge gewinkelte Gänge verbanden die als Kinderzimmer genutzten Stuben mit schiefen Decken im ersten Stock. Die Ackermanns hatten auch einige Kinder, aber die älteren waren wie ich irgendwo in Ferien und die zwei Mädchen im Haus waren etwas jünger als ich. In der Garage fand ich einen Tretroller mit dicken Gummireifen, den ich benutzen durfte, was ich auch ausgiebig tat. Ich fühlte mich dort sehr wohl und geborgen und durfte mit den Erwachsenen zum Frühstück, Mittag- und Abendessen mit am Tisch sitzen, was dazu beitrug, dass sich meine Manieren bei Tisch verbesserten. Da ich in den Herbst-, Weihnachts-, Oster- oder Pfingstferien weiter als Ministrant in Hohenpeissenberg gedient und jeder Gottesdienst mit fünfzig Pfennig vergütet wurde und bei Hochzeiten und Todesfällen oft reichlich „Trinkgeld“ gegeben wurde: „Dös is fua eich Buam, gell!“, hatte ich sogar genug Taschengeld um mir zu den Erdbeeren beim Kiosk am Bahnhof eine Kugel Schokolade- oder Vanilleeis in der Waffeltüte zu kaufen. Als ich so in Maisach von Ingeborg Ackermann verwöhnt wurde, tauchte Pater Konradin in Hohenpeissenberg auf, um meine Mutter wie auch Onkel Kreppel über meine Missetaten und die Verwarnung zu informieren und wohl auch um mein Elternhaus auszuspionieren. Das erfuhr ich bei meiner Heimkehr. Ich erfuhr aber auch, dass Konradin von Landschaft, Haus und besonders von, seiner Ernsthaftigkeit und seinen selbstgeschnitzten Kreuzfixen sehr angetan war. Die Folge seines Besuchs waren konsequente Ermahnungen durch meine Eltern.

Am ersten September fuhr ich mit der Bahn zurück nach in Dillingen. Nachdem ich die erste Klasse im Sommer 1958 bestanden hatte, zogen wir, die nun zweite Klasse, nach der Rückkehr im Herbst in den Klassenraum der zweiten Klasse und wechselten auch in die zwei kleineren Dormitorien. Diesmal profitierte ich von der alphabetischen Reihenfolge und wurde dem kleineren Dormitorium mit acht Betten zugewiesen. Es war vielleicht 30 qm groß und durch zwei hohe Fenster nach Süden hatte man freien Blick über die Gärten des Klosters, den Sportplatz des SSV Dillingen und die Auwälder der Donau dahinter. Durch ein weiteres

Fenster nach Westen war es im Sommer nach der Nachtandacht und dem Beginn der Bettruhe noch so hell, so dass man im Bett lesen konnte.

Im September 1958 erschien es mir, als ob Pater Konradin mehr Milde walten ließ als vorher. Er überließ nun Pater Ludwig die Züchtigung mit dem Rohrstock. Pater Ludwig war eher rundlich und wurde selten in der Turnhalle gesehen. Er trug außerdem eine Brille, die leicht von innen bedampfte, so dass er sie öfter putzen musste. Er schlug deshalb weniger stark mit dem Stock zu und traf auch schlechter. Pater Balthasar war fast kahl, aber Ludwig trug Tonsur und einen dichten schwarzen Haarkranz um seine Halbglatze. Er merkte nicht, dass wir unseren Hintern durch unter die Unterhose geschobene Schlagdämpfer wie Schulhefte, Socken u.ä. vor seinen Stockschlägen schützten. Er hatte zudem eine feuchte Aussprache, was, wenn er einem näher kam unangenehm war. Die erste Reihe im Klassenzimmer hatte besonders darunter zu leiden. Pater Ludwig unterrichtete Mathematik und Geographie. Beides Fächer, in denen ich besser war als etwa in Latein oder Religion. Deshalb hatte ich mit ihm geringere Probleme als etwa mit Konradin, der als Turn-, Latein- und Religionslehrer den Satz „mens sana in corpore sano“ nicht nur von sich, sondern auch von uns einforderte.



Wir wurden fünf Mal am Tag auf irgendeine Art gefüttert und alles was auf den Tisch kam musste auch aufgegessen werden. Dafür sorgten Konradin oder Ludwig, die, wenn wir nicht selbst die Schüsseln mit Suppe den Gerichten des Hauptganges geleert hatten, eigenhändig auf unsere Teller verteilten, was übrig

war. Dabei wurde ich mit besonderer Sorgfalt bedacht. Niemand kam, nachdem sichtbar wurde, dass ich deutlich Gewicht zulegte, auf die Idee, dass ich ein eher genügsamer Esser bin und zu viel essen musste. Vielleicht hat das aber auch dazu geführt, dass ich zugleich kräftig an Körpergröße zulegte und bald, wenn wir uns wie Orgelpfeifen nach Größe aufstellen mussten, neben dem langen Mangold stand.

Wenn es um die Mannschaftsauswahl im Fußball ging und die Spielführer ihre Auswahl trafen, waren der weinerliche Fridolin Hauser, der auch Grund hatte, weil er von einigen Klassenkameraden als Watschenmann benutzt wurde, und ich stets die letzten waren, die eigentlich niemand haben wollte, aber von denen sie einen nehmen mussten. Das war demütigend, hatte aber den Vorteil, dass wir als Ersatzspieler auch selten zum Einsatz kamen. Aber auch dann wurden wir wenig angespielt oder mussten den Ball, falls wir ihn mal unter Kontrolle hatten, sofort an einen Läufer oder Stürmer weitergeben. Ich eignete mich wegen meiner Größe halbwegs als Verteidiger, konnte aber leider weniger Tore vereiteln als ich durch Fouls und nachfolgende Elfmeter verursachte. Ich weiß nicht, ob es an Konradins Besuch bei meinen Eltern lag oder daran, dass sie nun eher die Schüler der ersten Klasse vollstopften als uns, jedenfalls in dem Maß wie ich stetig über 1,65 Meter hinauswuchs nahm mein Gewicht nicht mehr zu und nun fiel mir auch das Geräteturnen in der Halle leichter, wenn es auch noch nicht zum doppelten Umschwung am Reck reichte. Jedenfalls hörte Pater Konradin auf, mich „Mehlsack“ zu nennen.

Da Pater Ludwig nach dem Weggang der bisher „Älteren“ auch seine Tarock Partner verloren hatte, begann er sich in unserer Klasse umzusehen. Noch vor Ostern lud er fast die Hälfte der Klasse ein, um uns im sechseckigen Gartenpavillon in die Regeln des Spieles einzuweisen, bis einige von uns es soweit gelernt hatten, dass wir mit ihm spielen konnten und es nach einiger Zeit auch soweit brachten ihn zu schlagen. Verlieren war nicht Ludwigs Stärke, er zweifelte manchmal zu Recht daran, ob auch alles mit erlaubten Mitteln erreicht wurden und achtete streng darauf, dass wir uns keine Zeichen durch Fußstupsen oder mit den Fingern gaben, was gelegentlich passierte, aber er meist nicht mitbekam. Ich lernte schnell, dass ich mir mit Contra, Re bis hin zum Hirsch eine riesige Packung an Negativpunkten einfangen konnte, wenn ich mein Blatt überschätzt hatte und dass genaues Rechnen während des Spiels wichtiger war, als etwa bei Rommé oder Canasta, Kartenspiele die ich zu Hause mit Mutti, Onkel Kreppel und meinen Brüdern gelernt hatte.

In den letzten Osterferientagen zu Hause am Hohenpeißenberg im April 1959, spürte ich zum ersten Mal stechenden Schmerz in der rechten Leistengegend. Ich sollte am Sonntag nach dem Fest vom Berg nach Dillingen zurückreisen. Ich war beunruhigt, weil meine Mutter mir beigebracht hat, dass solche Schmerzen Folgen einer Blinddarmentzündung sein und tödlich enden könnten. Der Schmerz meldete sich beim Streunen im Wald irgendwo Richtung Unterbau. Ich tastete meinen Unterleib zwischen Blase und Leiste ab und drückte gegen die schmerzende Stelle. Der Schmerz wurde nicht stärker, ging aber auch nicht weg. Als ich wieder zu Hause war, schien er verschwunden. Am Tag meiner Rückreise war er wieder da, im Zug nach Augsburg verschwunden und im Zug von Donauwörth Richtung Dillingen wieder da und diesmal heftig. Irgendwie habe ich es mit meinem braunen Koffer zu Fuß noch bis an die Pforte des Seminars geschafft, dann muss wohl mein Zustand so Besorgnis erregend gewesen sein, dass die Schwestern gleich den Ambulanzwagen des Dillinger Krankenhauses riefen, der mich samt meinem Koffer mit Sirenengeheul am Seminar abholte und durch die Stadt zum Krankenhaus fuhr. Ich war irgendwie stolz darauf, dass man wegen mir einen solchen Aufwand veranstaltete und war voll gespannter Erwartung. Es kam jedoch zu keiner Operation, weil die Ärzte feststellten, dass die Schmerzen nicht durch einen bevorstehenden Blinddarmdurchbruch verursacht wurden, sondern von etwas anderem, was es erst noch zu erforschen galt. Also behielten sie mich zur Beobachtung und weiteren Behandlung dort. Ich teilte ein zwei Bett Zimmer mit einem Jungen aus Dillingen, der etwas jünger war als ich und täglich von seiner Mutter besucht wurde. Sie brachte ihm Frühstück: Brezen, Semmeln, Landjäger, Gurken und Limburger Käse. Die Mutter hatte ein Herz für den kranken Seminaristen aus dem fernen Hohenpeißenberg und obwohl schon das Frühstück des städtischen Krankenhauses das Angebot der Benediktinerschwester im Seminar übertraf, war eine Brotzeit um 11 eine willkommene Ergänzung.

Auf der Krankenstation gab es einen Stoß der deutschen Ausgabe des „Reader's Digest“. Die durfte ich lesen und das tat ich mit Genuss: Dieser Digest stand nicht wie die „G-Man Jerry Cotton“ Hefte auf dem Index des

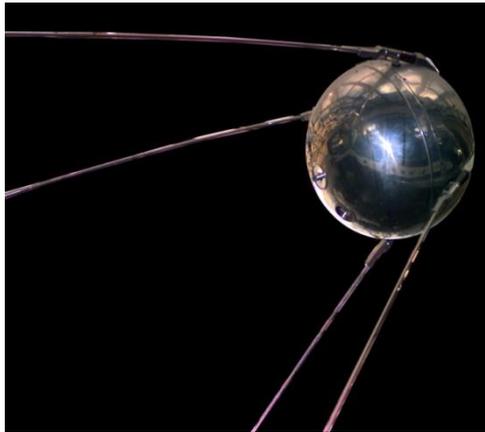
Seminars. Obwohl er kurze Aufsätze über das „Was Frauen von der Ehe oft nicht wissen“ oder die Frage stellt: „Überflügelt Rußland den Westen?“ oder über „Denkende Fahrstühle“ berichtet. Das war alles Neuland für mich: Es gab nur eine Frau, die heilige Jungfrau, Mutter unseres Herren Jesus Christus, die ich bei meinem Gebet mit dem Rosenkranz anflehte zwischen dem Vater um die Vergebung meiner Sünden zu vermitteln und Nachsicht walten zu lassen gegenüber mir, dem reuigen, kleinen Rotzbub, der ich damals noch war. Von Russland wusste ich damals nur, dass es die Ostzone besetzt hielt und damit drohte die Stadt Berlin, in deren Westteil meine Großtante Marianne Hofmann-Wychgram lebte ihrer Zone einzuverleiben. Dass nicht nur meine Tante Angst hatte, sondern auch Menschen außerhalb Berlins, wie zum Beispiel in Dillingen an der Donau im Herbst 1957 wusste ich nicht.

Der Grund für meinen zweiwöchigen Aufenthalt ist bis heute nebulös: Eine viral ausgelöste Entzündung der Blase und des Harnleiters drohte auf die Niere überzugreifen. Darunter konnte ich mir damals nicht viel vorstellen, außer dass es gefährlich war. Eine weitere Woche verbrachte ich allein in einem Bett der Krankenstation des Missionsseminars, einem Raum mit drei Krankenbetten und zwei Fenstern zu den Gärten auf der Hochterrasse unter der Stadtmauer hinter dem Haupthaus. Es war nun später April und die Obstbäume im Fenster begannen Tag für Tag mehr Blüten auszutreiben. Die Morgen und Abende waren erfüllt von Vogelzwitschern.



In der Kaiserstraße gab es ein Elektrohändlergeschäft, das im Schaufenster nicht nur Rundfunkgeräte anbot, sondern Fernsehgeräte eingeschaltet hatte, die bläulich strahlten und eingebaute Lautsprecher hatten wie ein Radio. Im Missionsseminar der Benediktiner für die ersten zwei Klassen gab es weder Radio noch Zeitungen. Fernsehen war eine neue Attraktion, die nur wenige Bürger sich leisten konnten. Möglicherweise habe ich über den Start des piepsenden Satelliten Sputnik 1 durch die Sowjetunion am 4. Oktober erfahren als wir am fünften Oktober Freigang hatten und nachmittags durch die Königstrasse streiften. Menschen standen vor dem Geschäft. Vielleicht habe ich dort den piepsenden Satelliten in der Erdumlaufbahn zum ersten Mal gesehen und auch den Start einer Rakete. Am Nachmittag, zurück an meinem Pult im Klassenzimmer, versuchte ich den Raketenstart mit Hilfe eines Kugelschreibers nach zu ahmen: Ich schraubte

die obere Hälfte auf, drückte die Miene nach unten, ließ die Hülse los und Stift wie Spirale wurden aus der unteren Hälfte geschleudert. Die Hülse wird beiseite gestoßen, Stift mit Hülse flogen über mehrere Pulte Richtung des Tisches, an dem Pater Ludwig saß und uns beaufsichtigte. Überrascht über den Erfolg meines Unterfangens, den Start des Sputniks nach zu stellen, rief ich laut. „Sputnik erfolgreich gestartet!“ Ich sah wie meine Mitschüler über beide Backen lachten und wie Pater Ludwig sich von seinem Stuhl erhob, auf mich zu kam, mit triefenden Lippen und hinter dem Glas seiner Brille rollenden Augen anherrschte: „Huck, steh auf, was fällt dir denn ein! Knie nieder und bleib dort bis zum Rest der Studienzzeit!“ Das tat ich und überlegte, welche Strafe mich erwartet: fünf oder zehn mit dem Rohrstock oder schlimmer: Keine Heimfahrt in den Herbstferien ab dem 28. Oktober. Aber es waren nur fünf Schläge und die taten auch nicht wirklich weh.



Im Frühling 1958 auf der Krankenstation in der Administrationsgasse 5 in Dillingen hatte ich Zeit mich zu erholen und auch darüber nachzusinnen, was passiert ist, seit ich das letzte Mal in Tübingen für einige Tage in einem Krankenhaus untergebracht war. Seitdem und das sind jetzt sechs Jahre her, habe ich meinen Vater nicht mehr gesehen. Ich bin jetzt doppelt so alt wie damals als er mich verließ, dachte ich und lebe nun schon mein halbes Leben ohne meinen Vater. Zur ersten Kommunion hat er mir eine Armbanduhr geschenkt. Sie hatte ein Ziffernblatt, das nachts leuchtete. Auf dem Uhrenboden gab es eine Gravur, die das VW Emblem mit Eichenlaub und der Inschrift „100.000 Kilometer“ zeigte.



Diese Uhr sollte mich für die nächsten Jahre täglich an meinen Vater erinnern, zugleich begann ich die wenigen Augenblicke, die mir nach der kurzen Zeit mit ihm verblieben, in meinem Herzen wie Ikonen zu bewahren, um die ursprüngliche Nähe zurückzurufen. Auf der Krankenstation in Dillingen war mir inzwischen klar, dass dieser Vater kaum wieder zu meiner Mutter zurückkehren würde. Aber dass auch zwei meiner Brüder verschwunden waren schmerzte meine Mutter mehr als uns Kinder. Aber uns schmerzte auch sie leiden zu sehen ohne helfen zu können. Onkel Kreppel hatte wohl beigetragen, dass das Sorgerecht für Jörg und Fritz, das dem Vater mit der Scheidung übertragen wurde, von nun an auf unsere Mutter übergeht. Im Sommer 1957 kam Bruder Jörg zurück nach Hohenpeißenberg und im Sommer 1958 folgte Fritz. Unser Vater

hatte sie, 1953 kaum bei ihm angekommen in einem Internat in Moers untergebracht. Wir waren alle froh, dass wir wieder zusammen waren bei der Mutter auf dem Hohenpeißenberg. Onkel Kreppel, der damals dreißig Jahre alt war, behandelte uns etwa wie der älteste Bruder mit Verantwortung und Weisungsbefugnis und versuchte sein Bestes, um die inzwischen rebellisch und nach Eigenverantwortung drängenden älteren Brüder durch mannigfaltige Aktivitäten vor allem im Bereich von Sport und Spielen bei Laune zu halten. Der nicht gerade athletisch wirkende, aber trainierte junge Mann mit seinem schwarzen Vollbart und glänzendem dichten Haarschopf konnte vieles, was man mit eigenen Händen machen konnte: Neben dem Schreiben von Gedichten und Reportagen auf seiner klappernden Schreibmaschine auch Klavierspielen, Holzschnitzen, Zeichnen bis hin zu handwerklichen Tätigkeiten, bei denen man sich die Hände schmutzig macht und eigene Muskelkraft abrufen muss wie etwa Mauern versetzen oder zusätzlichen Wohnraum durch Ausschachtung und Betonierung unterirdischen Raumes zu schaffen. Das geschah im *Laboratorium* im Frühjahr 1956, als er sich daran machte den Zementboden der Diele an der Haupteingangstür aufzumeißeln, um das *Laboratorium* in den Berg hinein zu erweitern.



Kurheim Dr. Wychgram - Wäschehaus – abgerissen 1955

Es dauerte einen guten Monat, bis er mit Hilfe von Wölfi die Erde ausgehoben, abtransportiert und auf dem leeren Platz abgeladen hat, an dem bis 1954 ein hölzernes Gebäude stand, in dem die Wäscherei und Bügelstube betrieben wurde. Darüber waren zwei winzige Personalstuben, die über eine schmale Holzterrasse mit Geländer zu erreichen waren. Die Hauptattraktion der Wäscherei war eine Wäschemangel, die meine Brüder magisch anzog. Sie hatten sichtlich Spaß daran das Betriebsrad zu drehen und der Walze zu zugucken wie sie sich bewegte. Die geheime, unsichtbare Kraft der Walze schien sie zu faszinieren. Sie überlegten die Aufgabenverteilung: „Ich drehe das Rad, Wölfi führt zu, Fritzi überwacht das Ergebnis.“ Ich durfte immerhin zuschauen, wie sie den Ast testeten, der sich der Anordnung gemäß verhielt: Er zerbröselte. Fritzi war der erste, der auf die Idee kam, mich in die Versuchsreihe einzuschließen. Er griff nach meiner rechten Hand, führte sie an die Trommel und forderte Jörg auf, das Rad zu drehen. Als ich anfing zu schreien und um mich schlug, nahm er endlich die Hände vom Rad, sah zur offenen Tür und sagte mit halblauter Stimme: „Kommt lasst uns was Anderes machen!“ Ich rannte jedenfalls weg und wenig später hörte ich Wölfi schreien. Vielleicht hat er sich daran erinnert als der Schubkarren mit dem Aushub der Erweiterung des *Laboratoriums* auf die leere Fläche meiner Erinnerungen kippte. Onkel Kreppel begrünte später den kleinen Hügel und stellte dort eine Sitzbank für Oma auf. Das große Loch im Boden vor der Tür der Großmutter war alsbald wieder von einer Betondecke abgedeckt und es dauerte nicht lange bis auch der Boden des *Laboratoriums* mit einem neuartigen Material aus Kunststoff mit Sägespänen in der Farbe Terracotta begehbar war. Das sah

besser aus, als alle Beteiligten erwartet hatten und gab Onkel Kreppels Tatendrang neuen Raum: Die acht Gästeräume im ersten Stock waren zwar beheizbar, aber ohne fließend Wasser und das in einer Zeit, in der sich die Menschen an einen modernen Normalzustand gewöhnten. „Fließend Wasser überall!“ stand auf der Werbetafel des Gasthof Schächen an der Hauptstraße. Große Steingutkrüge und ebensolche Waschschüsseln mit hohem Wartungsbedarf wurden zu einem Zeichen der Rückständigkeit und entsprachen nicht mehr den Komfortbedürfnissen der Wirtschaftswundergesellschaft am Rande der Vollbeschäftigung. Onkel Kreppel war vollinformiert und bemühte sich aus dem Kurheim Dr. Wychgram das Gästehaus Dr. Wychgram in eine Pension Garni mit Alpenblick zu machen. Die Erweiterung des *Laboratoriums* war ein Teil seines Plans. Es gelang ihm jeweils zwei Paare hölzerner Bettgestelle zu doppelstöckigen Stockbetten so zu verbinden, dass sie so in die Erweiterung passten, dass es genug Zwischenraum gab für eine Kommode, über der eine doppellichtige Lampe mit einem Pergamentschirm, der wie eine afrikanische Maske aufgeschnitten war. Das Licht war trotzdem ausreichend um auch noch im Erdgeschoß der Stockbetten zu lesen.



Außerdem gab es noch ein Kanapee, ein großes Regal, ein großes Souterrainfenster, ein Waschbecken und einen neben der Tür in einer Wandnische untergebrachten Bullerofen aus Gusseisen. Ein großer aber niedriger Raum, in dem die fünf Brüder während der Saison Mitte Mai bis Anfang September ohne Komfortverlust schlafen konnten, während die 10 Betten in den Zimmern Nummer 1-7 im ersten Stock mit Feriengästen belegt waren. Alle bis auf Zimmer 3, ein kleines Zimmer, das auf den Balkon über den Eingang führte, hatten nun ein Waschbecken und fließend kaltes Wasser. Die Heizkörper holte ein Schrotthändler ab und die Zimmer blieben im Winter unbeheizt und wenn einem nachts die Wärmflaschen unbemerkt aus dem Bett fielen, lagen sie morgens gefroren auf dem Boden. Im roten Zimmer stand nun ein Ölofen. Im Winter blieben die Doppeltüren zum großen Esszimmer ebenso geschlossen, wie die zum geräumigen Holzzimmer. Der Mauerbogen zum Lesezimmer wurde mit einem dicken Vorhang aus Woldecken isoliert. An den dunklen Winternachmittagen war der beste Platz ein moosgrüner Ohrensessel im roten Zimmer am Fenster der Tür, die vom roten Zimmer hinaus auf den Federballplatz führte. Der war im Winter meist tief verschneit und nach der Schneeschmelze meterhoch von Dachlawinen verschüttet. Da der Platz im Nordschatten lag dauerte es oft bis Ende März bevor das Netz wieder aufgespannt werden konnte und Onkel Kreppel die Spielsaison eröffnete. Das galt auch für die Tischtennisplatte, die den Winter aufrecht gegen die Rückwand gelehnt unter dem Dachvorsprung verbracht hat.

Auch in Wohn- und Schlafzimmer meiner Großmutter's Zimmer wurde ein Ölofen installiert und als am 23. Oktober 1956 ihr 75ster Geburtstag gefeiert wurde, rollte Onkel Kreppel einen großen blauen Teppich auf den Holzdielen ihres Wohnzimmers aus. Das war das Geschenk der Familie. Anschließend wurde der große runde Tisch wieder aufgestellt. Mutti, Wölfi, Klaus, Onkel Kreppel und ich verbrachten den Nachmittag mit Oma bei Kaffee und Kuchen. Es war ein schöner Herbsttag und Oma machte einen glücklichen Eindruck. Wenn sie mit meiner Mutter sprechen wollte, ohne dass andere verstehen konnten, worüber sie sprachen, tat sie das in Dänisch, ihrer Heimatsprache, die auch ihr Sohn und mein Onkel Hayo beherrschte. Auf dem Sekretär in ihrem Wohnzimmer stand ein kleiner Fahnenmast mit einem weißen Kreuz auf rotem Grund: Die Fahne Dänemarks. Aus Kopenhagen kam auch einmal monatlich die Zeitschrift der Kirchengemeinde, deren Mitglied sie noch immer war. Sie hieß **Kirkeklokke** und neben dem Titel waren zwei Kirchenglocken abgebildet. Sie freute sich stets, wenn der Briefträger sie brachte. Der Text konnte ich nicht lesen, aber es waren auch Fotos von ihrer fernen Heimat darin. Auch einige kolorierte Kupferstiche an den Wänden ihrer Wohnung zeigten Ansichten ihrer Heimatstadt Kopenhagen, in der ihre Familie seit Generationen lebte. Außerdem hatte sie Westermanns Monatshefte abonniert. Davon kam jeden Monat ein Heft. Darin waren auch Bilder, aber auch viel Text.

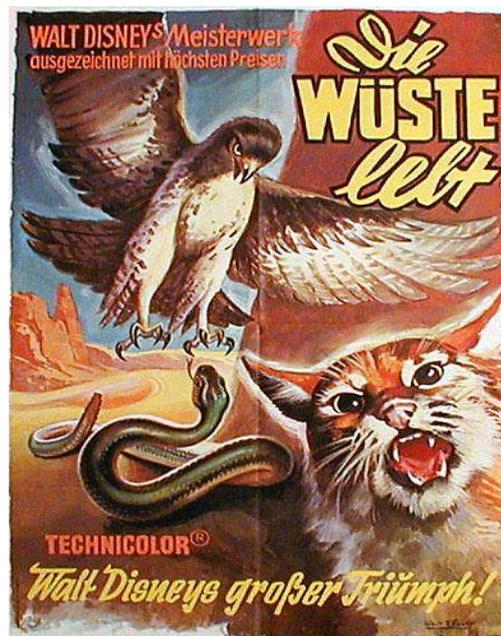


Oma konnte streng werden, wenn ich „unartig“ war. Zur Strafe musste ich bis zum nächsten Schlag der Pendeluhr mit schweren Zuggewichten im Treppenhaus schweigen. Aber sie mochte mich so sehr, dass ich öfter auf dem Kanapee in ihrem Wohnzimmer schlafen durfte, wenn ich mich fürchtete. Ich durfte auch allein mit ihr an dem großen runden Tisch sitzen und in Büchern lesen, die sie mir zu lesen gab, etwa die Märchen ihres Landsmann Hans Christian Andersen wie „Das Mädchen mit den Schwefelhölzern“, „Die kleine Meerjungfrau“, „Die Prinzessin auf der Erbse“ oder „Des Kaisers neue Kleider“. Wenn ich etwas nicht verstand erklärte sie mir geduldig die Zusammenhänge oder die Bedeutung neuer Wörter. Ich lernte damals

schnell, doch obgleich ich mit der Sprache Fortschritte machte, musste ich das schriftliche Handwerk noch jahrelang mühsam lernen. Beim Lesen konnte meine Phantasie keine Grenzen. Ich konnte sehen was ich las. Die Wörter wurden in meinem Kopf zu Bildern. Ich konnte die Matratzen sehen, die aufeinandergestapelt wurden und konnte auch die Prinzessin sehen, wie sie auf ihnen saß und noch immer unglücklich war, weil die Erbse noch immer piekte. Ich sah Landschaften, die ich in meinem kurzen Leben noch gar nicht gesehen haben konnte wie etwa das Schloss und dessen vom ewigen Schlaf übermannten Bewohner, in dem Dornröschen auf mich wartete. Ich sah sie nicht nur als Bilder in Büchern. Sie blieben in mir, ich konnte sie abrufen. Sie belebten meine Fantasie.

Oma strickte gerne und oft: Socken, Pullover, Schals, Pudelmützen oder Handschuhe. Seit dem die Bleicherts in ihrem Laboratorium wohnten, in dem sie früher fein ziselierte Zahnprothesen fertigte, hat sie sich ganz dänisch pragmatisch bedarfsorientiert umgestellt. Seit ich sechs war, saß ich öfter mit an dem runden Tisch, um ihr mit vorgestreckten Armen die Wollfäden entgegen zu halten mit denen sie strickte und mich mit kurzen Worten kommandierte: „Höher, langsam, nachführen!“ oder „Trödel nicht, pass auf die Rolle auf, schneller!“ Als Belohnung für meine Ausdauer strickte sie etwa um ihren 75ten Geburtstag einen Pullover ganz für mich. Sie fragte nach meiner Lieblingsfarbe, „Sonnengelb!“ sagte ich und sie zeigte mir ein Knäuel aus einem Faden der zwar gelb aber buntgesprenkelt mit roten, blauen und grünen Punkten war. Es dauerte mehrere Tage, an denen ich ihr die Wolle in der Form einer acht über die Arme gewickelt entgegenhielt und zusah, wie sie die Einzelteile meines Pullovers fertig strickte, bevor daraus etwas wurde, das ich überziehen konnte um über die Bergwiesen zu tollen und dabei zu singen.

Meine Großmutter war es auch, die mich zum ersten Mal in das einzige Kino des Dorfes mitnahm. In der Nachmittagsvorstellung gab es eine Filmvorführung für Kinder ab sechs Jahren und ich war schon sieben Jahre alt. Oma hatte ihre Haare wie üblich hochgesteckt. Sie trug eines ihrer langen Kleider mit Gürtel und hielt meine ausgestreckte Hand fest in ihrer als wir die Bergstraße hinab zum Haus des Gemischtwarenhändlers Bräu gingen. Als ich sie fragte was für einen Film wir sehen würden, antwortete sie knapp: „Die Wüste lebt.“ Als ich rückfragte, was eine Wüste sei, antwortete sie ebenso knapp: „Das wirst du gleich sehen.“ Das Lichtspielhaus Hohenpeißenberg befand sich in einem seitlichen Anbau des Haupthauses des Lebensmittelladens einer Familie mit dem Nachnamen Bräu. Es hatte einen Vorraum mit Kassenhäuschen und zwei verglasten Schaltern zur Kartenausgabe sowie zwei von dicken Vorhängen geschützte Türen zum Kino. Da das Gebäude an den Berg gebaut war, betrat man den Saal von oben neben den obersten Reihen. Die Bühne befand sich achtzehn Reihen tiefer fast auf Straßenhöhe. Links und rechts neben der Leinwand gab es zwei weitere, hinter einem dichten Vorhang versteckte Türen zu den Toiletten. Auf der rechten Längsseite stand über zwei großen dunklen Flügeltüren: AUSGANG.



Oma führte mich mit fester Hand an allen Reihen vorbei hinab bis zur ersten Reihe, wo wir direkt vor der Bühne saßen. Ich war außer mir vor Glück: das Licht, die Musik und der dicke rote Bühnenvorhang! Es war wie in einem Schlosssaal. Bald war der Saal halb voll, die Musik hörte auf, das Licht ging aus, der Vorhang bewegte sich zur Seite, die Stimmen verstummten, ein Lichtstrahl beleuchtete die Leinwand, heftige Musik versetzte den Raum in Schwingungen, eine männliche Stimme verkündete Dinge, von denen ich ebenso wenig verstand wie von den Bildern. Die Stimmen der erwachsenen Kommentatoren waren laut und bedrohlich, ich fasste nach der Hand meine Großmutter und fragte sie, ob das die Wüste sei. „Nein, das ist nur die Wochenschau. Bleib artig, der Film fängt gleich an.“ Dann begann der Film und ich verstand was mit Wüste gemeint ist und wie groß die Vielfalt ihrer Lebewesen ist. In ihrem Lebensraum herrscht tagsüber unerträgliche Hitze, nachts eisige Kälte. Dies erfordert ein hohes Maß an Anpassungsfähigkeit von Tieren und Pflanzen. Auch die Entstehung und die Besonderheiten der Wüstengebiete werden erklärt. Nach langen Wochen der Trockenheit folgen tropische Regengüsse, die die Wüste innerhalb von Stunden „aufleben“ lassen. Nach und nach erwachen die unterschiedlichen Pflanzen- und Tierarten zu neuem Leben und genießen den einsetzenden Regen.

Angeblich zeigt der Film „die Tiere mit gleichsam menschlichen Eigenschaften, so dass der Zuschauer mit ihnen mitfühlen kann“. Irgendwie war ich damals noch nicht genug Mensch um dieses Mitgefühl zu entwickeln, aber auf dem Heimweg an der Hand meiner Großmutter auf der Bergstraße im Licht der über dem Auerberg untergehenden Sonne gegenüber einer glühenden Alpenkette fühlte ich mich wie in einem Farbfilm.



Es war der Beginn meiner großen Liebe zum Kino und ich stellte bald fest, dass es zweimal wöchentlich Nachmittagsvorstellungen für über Sechsjährige gab. Die meisten davon waren jedoch wieder in schwarz-weiß wie etwa „Im Zeichen des Zorro“ mit Tyrone Power von 1940. Jahreszahl und Schauspieler hatten damals keine Bedeutung für mich, aber ich verstand, dass Zorro Unrecht bestrafte. Außerdem mochte ich seinen Hut so sehr, dass mir Onkel Kreppel einen bastelte, um am Umzug des Faschingsvereins Hohenpeißenberg teil zu nehmen. Es fand sich auch ein schwarzes Cape sowie Augenmaske, statt eines Degen ein Revolvergürtel samt Revolver mit gerollter Zündplättchen-Munition im Magazin mit dem man fünfzig Mal abdrücken und schussartigen Lärm, Lichtblitz und stinkenden Rauch erzeugten konnte. So ausgestattet lief ich an einem sonnigen Faschingsdienstag mit der Menge vom Sammelplatz am Gasthaus

Hetten zum Gasthof Schächten. Manche Zuschauer fanden mich gar nicht komisch und mokierten sich über meinen Hut. Aber das störte mich nicht besonders. Am Schächten gab es nämlich nur für maskierte Kinder ein Paar Wiener mit Senf, Semmel sowie ein Glas Limonade umsonst. Ättsch! Z!

Der 14. Februar 1956 war zwar ein sonniger Tag, aber es war lausig kalt und dazu noch Dauerwind aus Nordost. Die Maske ging nicht über die Ohren und der Hut aus Pappkarton hielt keine Wärme. Hätte ich nur meine von Oma gestrickte Wollhaube mitgenommen, wenigstens für den Heimweg! Aber es wurde schon dunkel als ich den Heimweg antrat und ich von der Blumenstraße auf den Kirchweg bergan mit dem Hut in der Hand die Straßenbeleuchtung hinter mir ließ um beim Schnaderbeck auf die Bergstraße gelangen.



Die war damals noch eine Schotterstraße und die Steine am Rand vereist, die Fahrbahn verschneit mit vereisten Abschnitten. Ich musste den Zorro Hut wieder aufsetzen und festbinden, denn mit dem Hut in der Hand gegen eisigen Dauerwind aus Nord-Ost einen vereisten Berg zu besteigen ist zwar möglich, aber ebenso unvernünftig wie keine Wollmütze mit zu nehmen. Ich bereute meinen Verzicht aus Eitelkeit. Wie hätte ich Oma's Mütze verstecken können? Nachdem meine Ohren aufgetaut waren fiel mir eine Antwort ein: Unter meinem Hut! Ich schämte mich noch mehr. Diesmal für meinen Mangel an Phantasie. Während der ersten Herbstferien, für die ich im November 1957 ganz selbstständig von Dillingen mit der Eisenbahn nach Hohenpeißenberg gereist war, nahm unsere Mutter meinen jüngeren Bruder Klaus und mich nachmittags mit in das Kino an der Sonnenstraße, gegenüber dem damaligen Bergwerk von Peißenberg, um einen Film mit dem Titel „Der rote Ballon“ anzusehen. Es war ein sonniger Nachmittag, die Fahrt mit der Mutter per Anhalter zum Kino kurz, und wir erreichten es rechtzeitig. Als Vorfilm gab es eine schwarz-weiß Dokumentation über ein Patrouillenboot mit Mannschaft im Einsatz auf hoher See. Das war feucht, voller Lärm, Männergeschrei, bärtige Gesichter, dunkle Gummimäntel mit hohen Kapuzen an Deck von schwankenden Schiffen. Dann endlich kam der Hauptfilm. Der Farbfilm handelt von einem Knaben, der auf dem Weg zur Schule auf den Straßen von Paris, der fernen Weltstadt jenseits des Auerbergs, einen großen, roten Luftballon an eine Laterne gebunden findet. Er löst den Ballon vom Laternenpfahl, setzt seinen Schulweg fort, drückt ihn dem Hausmeister in die Hand, um ihn nach der Schule abzuholen und nach Hause mitzunehmen. Doch seine Mutter will den Ballon nicht in der Wohnung haben und wirft den Ballon aus dem

Fenster. Doch statt davon zu fliegen bleibt der Ballon vor dem Fenster stehen, bis der Junge ihn sieht und an seiner Schnur wieder reinholen kann. Als der Junge am Tag darauf zur Schule muss befördert er den Ballon wieder aus dem Fenster, wo der Ballon auf ihn wartet. Als er das Haus verlässt folgt ihm der rote Ballon auf seinem Weg zur Schule. Das fällt natürlich auf, besonders dem Direktor, der den Ballon außerhalb des Fensters entdeckt. Auch beim sonntäglichen Kirchgang fällt das auf und auch der Jungenbande die den Ballon jagte, was kläglich endet. Eine Steinschleuder erledigt das.



Dann geschah, was aus einem Lied bekannt ist: „Ein Mops kommt in die Küche und stiehlt dem Koch ein Ei, da nahm der Koch die Schippe und schlug den Mops entzwei, da kamen viele Möpfe und trugen ihn hinaus und setzten ihm einen Stein aufs Grab, auf dem geschrieben stand...“ Als der rote Ballon zerfetzt am Boden lag, kamen viele Ballons herbei aus allen Winkeln von Paris stiegen sie auf, eilten fliegend zum Montmartre und stiegen dort hinab und an ihren Schnüren sich festhaltend entschwindet der Junge an einem Regenbogen aus hunderttausend Luftballons hängend in den strahlend blauen Himmel über Paris. Einfach schön losgelöst, wie ein Traum von einer Welt ohne Sünde und frei von Erwachsenen, die mit Degen oder Revolvern auf einander losgehen oder wie „Dick und Doof“ Filme auf den Lachmuskel zielen. Als wir das Kino verließen, war es schon dunkel. Aber Mutti stellte sich unbeeindruckt mit uns an den Straßenrand und winkte mit ihrem rechten Arm wie ein Bahnbeamter seine Kelle hochhält. Das zweite Auto, das vorbeikam stoppte, Mutter ging zur Beifahrertür, öffnete und fragte den Fahrer, ob wir mitkommen könnten. Wir wurden gerufen, Klaus und ich kletterten auf den Rücksitz, Mutter setzte sich neben den Fahrer, bedankte sich für seine Freundlichkeit und dann wir fuhren schweigend durch die Nacht. Am Unterbau fragte der Fahrer, wo wir aussteigen wollten und nachdem meine Mutter antwortete „An der Bäckerei Sanktjohanser“, ließ der Fahrer uns dort raus und wir liefen zu Fuß an der evangelischen Kirche vorbei zum Schnaderbeck und von dort über die Bergstraße nach Hause. Auf den nächsten Film musste ich einige Monate warten.

Abschied von Dillingen an der Donau

Anfang Mai 1959 war ich inzwischen genesen und durfte den Platz an meinem Pult im Klassenzimmer mit Blick auf die Stadtmauer von Dillingen wieder einnehmen. Es war ein merkwürdiges Gefühl nach fünf Wochen Trennung wieder an Klassen- und Schulleben teil zu nehmen. So als ob ich ein Anderer geworden sei. Ich war kein Kind mehr, aber obwohl noch weit entfernt vom Erwachsensein mit 21 Jahren und noch weiter entfernt von einer Weihe als Priester, hatte ich einen neuen unbekanntenen Zustand erreicht. Noch war ich kein Jugendlicher, aber immerhin ein Heranwachsender. Ich konnte also auch Filme ab 12 Jahren angucken, falls sich die Gelegenheit ergab. Ab 14 Jahren durfte man damals rauchen. Ab 16 Jahren war man Jugendlicher, durfte auch öffentlich Bier trinken, Filme ab 16 Jahren angucken oder den Führerschein für ein Kleinkraftfahrzeug mit einem durch die Bauart bestimmten Höchstgeschwindigkeit von 40 Km/Std nach Lehrgang und Prüfung erwerben. Letzteres stand nicht im Gesetz zum Schutz der Jugend, dessen Text in jedem Lokal oder Café als Poster gerahmt, meist in der Nähe des Zigarettenautomaten oder der Garderobe, öffentlich einsehbar angebracht wurde.

Rauchen konnte man heimlich, aber heimlich ins Kino zu gehen ist schwierig. In Dillingen an der Donau gab es zwei Kinos mit großen beleuchteten Schaukästen mit Plakaten, vielen Fotos und der neuesten „FILM Revue“, an denen ich mir die Nase platt drückte, wenn wir Freigang hatten. Aber wenn die Abendvorstellungen in den Kinos begannen waren wir in der Hauskapelle der Administrationsgasse 5 dabei den Herrn um nächtlichen Schutz zu bitten gegen den Teufel, der umhergeht wie ein brüllender Löwe, suchend uns zu verschlingen. Mitte Mai 1959 war der Muttertag vorbei. Ich habe für meine Mutter einen lieben Brief verfasst und selbst den Umschlag bemalt. Mit vielen Blümchen und Girlanden. Es war mir egal, wie Pater Konradin den aufnimmt. Er hat im Vorjahr einen Brief an meine Mutter, den ich entsprechend der Vorschrift nicht verklebt in den dafür vorgesehenen Briefkasten neben seiner Bürotür eingeworfen habe, missbraucht und einige Sätze daraus vor der Klasse im Klassenzimmer laut zitiert. Ich weiß, ich beklagte mich damals bei ihr, dass es an der Donau keine Berge gäbe und alles sehr flach wäre. Auch davon, dass ich Heimweh hätte habe ich geschrieben und manchmal traurig sei und sie, meine Brüder und Freunde vermisse. Und da macht er einen Jux draus und braucht eine Minute bis er „Silentium!“ forderte und mir den Brief mit stoischer Miene zurückgab.



Er mochte mich nicht. Vielleicht lag es an dem oberbayrischen Lodenanzug, den meine Mutter im Schlussverkauf bei Loden Frey gefunden hat und in den ich gerade noch so reinpasste? Er hat meine Mutter nur einmal gesehen, nämlich als sie mich am Montag dem 2. September 1957 hergebracht hat. Eine Nonne der Benediktiner öffnete, nachdem meine Mutter an einer kleinen Tür neben den großen, geschlossenen Torflügeln der Haupteinfahrt eine Messingglocke zum Läuten gebracht hat. Sie führte uns in die Haupthalle

und forderte uns auf unsere Mäntel in der Garderobe abzulegen. Meine Mutter sah damals so aus wie auf dem Foto und hatte genau diese Pelzjacke an, die ihr wahrscheinlich Tante Hertha, aus München-Bogenhausen, die wohlhabende Frau ihres langjährigen Freunds, Fred Bieger geschenkt hat. Die beiden waren mir die Liebsten unter den vielen Freunden und –innen meiner Mutter. Sie tauchten oft unvermittelt in schicken Autos auf und Tante Hertha war Meisterin im Furunkel entfernen. Vor allem im rückwärtigen Bereich. Von ihr lernte ich, dass man Stecknadeln durch Feuer desinfizieren muss, damit nichts passiert. Onkel Fred war Weltmeister im Grimassenschneiden, Haare raufen und sich verkleiden.



Aber das konnte Pater Konradin ja alles nicht wissen. Am Ende der großen Holzterrasse mit breitem Geländer, die zum ersten Stock des Hauptgebäudes führt, erschien er schließlich im Habit der Benediktiner, bestehend aus einer Tunika als Untergewand und dem Skapulier, einem bodenlangen Obergewand. Der Gürtel wird unter dem Skapulier getragen. Er war ein großer und athletischer Mann und wahrscheinlich zehn Jahre älter als meine Mutter. Neben der Garderobe gab es eine Stube mit einem Tisch, dorthinein verschwand er mit meiner Mutter. Ich sollte warten, bis ich gerufen werde.

Neben der Stubentür gab es eine große, doppelflügelige Tür, die geschlossen war. Ich hörte keinen Laut. Irgendwo hinter anderen Türen musste eine Küche sein. Dort schepperte es hin und wieder. Ich ging zur nächstliegenden Tür und drückte vorsichtig auf die Klinke. Sie war unverschlossen. Ich spähte hinein und erblickte einen Speisesaal mit zwei langen Tischreihen mit jeweils 25 Plätzen und am Kopfende einen querstehenden Tisch für etwa acht Personen. Nach Süden gab es zwei und nach Westen vier große Fenster.

Aber da hörte ich auch schon meine Mutter nach mir rufen. In der Stube saßen wir nun beide Pater Konradin gegenüber. Der teilte nun mit, dass alle nötigen Unterlagen vorlägen und geprüft seien und mein Eintritt in die Außenstelle des Missionsseminars der Benediktiner nun erfolgen könne. Alle weiteren Einzelheiten der Unterbringung und Räumlichkeiten würde mir gleich mein persönlicher Mentor aus der zweiten Klasse zeigen. Aber nun sei es an der Zeit meiner Mutter eine gute Heimreise zu wünschen und für ihn, zurück zu kehren und seine Aufsichtspflichten wahr zu nehmen. Fehlt nur noch „Hakenschlagen“ mag meine Mutter gedacht haben und „aufgebrezelte Schickse“ Pater Konradin. Ich dachte an gar nichts, ich war auf Hochspannung. Pater Konradin verließ uns und meine Mutter machte sich fertig für den Weg zum Bahnhof. Sie hüllte sich in ihre Pelzjacke, strich die Haare zurück, beugte sich herab zu mir, sah mir in die

Augen, fasste mich mit Händen an den Schultern, küsste mich und sagte: „Puzel, ich bin immer bei Dir. Was immer auch passiert denk an mich. Und wenn was schief läuft, ruf mich an!“ Dann griff sie nach ihrer Handtasche, eine Nonne kam vorbei und führte sie zum Ausgang und nach einem kleinen Winke, Winke mit ihrer freien Hand war sie verschwunden. Aber sie war noch nicht weg. Ihr Geruch war noch da: Es roch intensiv nach ihrem Parfüm. Ich habe später erfahren, dass es „Nuit de Paris“ hieß und unser Vater ihr das 1940 zum ersten Mal aus Paris mitgebracht hat und seitdem (trotz der Scheidung) ihr Favorit ist.



Gouache von Karl Heinz Hoffmann: Burkhardt Huck 1959

Pater Konstantin hat das bestimmt gerochen. Im Seminar gab es kein offenes Feuer außer dem der Altarkerzen. Wenn Weihrauch den Geruch von fünfzig Seminaristen, acht Nonnen, einem Prior, drei Patres und zwei Fratres in der kleinen, niedrigen Hauskapelle überlagert ergibt das eine andere Duftnote als Pariser Nächte. Nach dem Abgang meiner Mutter kümmerte sich mein Mentor Arnim aus der zweiten Klasse um mich. Bis zum Abendbrot im Refektorium zeigte er mir jeden Winkel von Haus, Hof und Garten, half mir meinen Spind zu finden, den großen Strohkorb in dem Federbett wie Bettzeug und Wäsche, die per Bahn nach Dillingen gelangten unter dem Dach abzustellen und mein Bett zu beziehen. Dann gab es Abendbrot und vor dem Schlafengehen noch eine Abendandacht in der Hauskapelle.

Damals, vor neunzehn Monaten, begann mein Leben in Dillingen hinter den Mauern des Benediktiner Kollegs in der Administrationsgasse 5 nach den Regeln der „Satzung der Seminaristen der Benediktiner-Kongregation von St. Ottilien“, herausgegeben und verlegt vom Missionsverlag, von der eigenen Klosterdruckerei als Broschüre gebunden und seit 1950 an jeden Zögling verteilt. Auch an mich im Herbst 1957. Mein Mentor Arnim hatte er es mir überreicht. Ich sollte das fünfzigseitige Heft lesen, in meinem Pult aufbewahren und für den Gebrauch bereithalten. Das wichtigste sei jetzt die Tagesordnung. „Die solltest du schnell auswendig lernen. Die gilt seitdem du hier angekommen bist.“

In meinem Krankenzimmer verlor diese Tagesordnung zum ersten Mal seit der Grippewelle im vergangenen Winter ihre Gültigkeit. Ich durfte auch nicht ins Refektorium. Eine Schwester brachte mir jeden Tag Frühstück, Mittag- und Abendessen und überwachte meine Medikamente und Messwerte. Beten musste ich alleine. Ich hatte sogar ein Klo für mich, weil außer mir niemand krank war. Am Unterricht konnte ich auch nicht teilnehmen, aber ich konnte ihm folgen, weil ich die Lehrbücher mit hatte, mit denen ich dem

Unterricht folgen sollte. Insofern kam bis zum „Ave Maria“ zur Mittagsstunde keine Langeweile auf. Aber am Nachmittag, wenn alle Schüler auf dem Fußballplatz waren oder mit Pater Konradin durch die Auwälder der Donau streiften, war es ganz ruhig und ich hatte endlich genügend Zeit nachzudenken. Ich begann meine bisherigen Erwartungen an die Zukunft vor dem Hintergrund der Veränderung der Gegenwart zu hinterfragen. Seit 1957 hat sich einiges überraschend verändert: Am Hohenpeißenberg waren meine Brüder zurück und ich könnte etwa mit Fritzi zusammen die Oberrealschule mit Gymnasium in Weilheim besuchen.

Tagesordnung im Missionsseminar St. Ottilien	
An Werktagen	
5 Uhr:	Aufstehen der 3.–6. Klasse, (1. und 2. Klasse 5,45 Uhr).
5,15	Morgengymnastik, anschließend Morgengebet, heilige Messe und Studierzeit.
7,30	Frühstück (Samstag 7,25 Uhr).
7,55	Erstes Zeichen zur Schule.
8,00	Zweites Zeichen zur Schule. Schulpausen (bei zweimaligem Läuten im Freien!): 8,50–8,55 Uhr; 9,45–10,00 Uhr; 10,50–10,55 Uhr; 11,45–11,50 Uhr.
11,50	Mittagessen; anschließend Arbeitszeit.
1,15	Schluß der Arbeitszeit.
1,20	Recreation.
2,05	Erstes Zeichen zur Schule.
2,10	Zweites Zeichen zur Schule.
3,05	Beginn der zweiten Stunde.
3,00	Schluß der ersten Stunde.
3,55	Schluß der Schule.
4,00	Vesperbrot.
4,30	Zeichen zum Silentium in den Studierfälen.
4,55	Erstes Zeichen zum Studium.
5,00 Uhr:	Beginn der Studierzeit.
6,00	Ende der Studierzeit; Pause.
6,05	Beginn der Lesezeit.
6,45	Abendessen; danach Recreation. (Mai, Juni und Oktober schon um 6,30 Uhr.)
7,45	Abendgebet.
8,45	Schluß der Studierzeit für bestimmte Klassen.
Am Mittwoch	
1,30 Uhr:	Beginn der Lesezeit.
2,00	Spielzeit.
4,15	Vesperbrot.
6,30	Abendessen.
7,30	Anstandskonferenz.
An Samstagen	
2,05 Uhr:	Erstes Zeichen zur Schule oder Studierzeit.
2,10	Zweites Zeichen.
3,00	Schluß der Schule.
3,05	Zweites Zeichen; Studierzeit.
3,30	Vesperbrot.
4,25	Zeichen: Silentium im Hause. Beicht-Gelegenheit.
4,55	Erstes Zeichen zum Studium.
5,00	Beginn der Studierzeit.
6,30	Abendessen.
7,30	Konferenz.

Täglich, mit dem Zug. Früh um sieben fährt der Zug am Bahnhof Hohenpeißenberg los. Ein Dampfzug mit sechs 3.Klasse Waggons mit Holzbänken, Fenstern, die man am Gurt nach unten öffnen konnte und einer Plattform am Ende des letzten Waggons, von der aus man einen Panoramablick auf die zurückgelegte Strecke hatte. Wenn ich von Montag bis Samstag um sieben Uhr auf dem Bahnsteig stehen muss, könnte ich dann aber nur am Sonntag oder an Feiertagen als Ministrant in der Bergkirche antreten. Bisher konnte ich noch während der Ferien ministrieren. Inzwischen wurde aber auch mein kleiner Bruder Klaus so groß, dass auch er möglicherweise die Heilige Messe in lateinisch auswendig lernt und Ministrant wird. Außerdem war das ORG Weilheim in Oberbayern eine gemischte Schule, das heißt es gab dort auch Mädchen. Dort gab es viele Mädchen, davon blieben aber auch viele nur bis zur mittleren Reife. Im Gymnasium waren es weniger Mädchen, aber die mussten dann Latein und Griechisch bis zum großen Latinum und Graecum beibehalten.

Letzteres wusste ich von Fritz, der an der Oberrealschule kein Griechisch hatte, sondern begann Englisch zu lernen. Er hatte sich seit seiner Rückkehr aus dem Rheinland in Weilheim schon eingelebt. Und so wie es aussah würde auch der kleine Klaus ab 1961 täglich nach Weilheim per Bahn zur Schule fahren. An den Weihnachtstagen 1958 waren wir fünf Brüder zum ersten Mal seit 1952 alle mit unserer Mutter am Hohenpeißenberg wiedervereinigt. Onkel Kreppel hat das Foto von uns an Heiligabend aufgenommen. Von Dillingen aus durften wir Zöglinge schon am Freitag dem 19. Dezember nach Hause fahren, um dort den vierten Advent zu feiern. In Hohenpeißenberg hatte Onkel Kreppel die Organisation des Festes übernommen und uns alle in die Herstellung von handgemachtem Christbaumschmuck einbezogen. Das waren Strohsterne aller Formen und Größen aber auch Kugeln, die aus kleinen Kegeln aus Glanzpapier zusammengeklebt wurden oder glänzende Sterne aus Glanzpapier gefaltet. Die Figuren der Krippe hatte er



selbst geschnitzt, einen Stall aus Holzschindeln mit Strohdach gebaut. Den großen Weihnachtsbaum haben wir auf unserem Grund ausgesucht und gefällt, dann alle zusammen zum Haus gebracht, in einen gusseisernen Ständer gestellt und mit drei Schrauben fixiert. Dann wurde das rote Zimmer bis 18 Uhr zur Tabuzone. Bis dahin hatten Onkel Kreppel, Mutti und Oma Zeit Tee zu trinken, den Baum zu schmücken, die Krippe aufzubauen und die Geschenkpakete zu schnüren und auf einander zu stapeln. Um 18 Uhr schlug meine Mutter den tellergroßen Messinggong im Gang zum Treppenhaus und rief: „Kinder ihr könnt

kommen!“ Dann kamen wir alle frisch gebadet und gekleidet die Treppe hinab und eilten durch den Gang ins rote Zimmer. Da stand er dann, der Weihnachtsbaum, seine 40 roten Wachskerzen in silbernen Haltern strahlten, der Glanzschmuck reflektierte ihr Licht und die Strohsterne schwebten wie schwereloses Gold an den grünen Zweigenden. Der Duft von frischen Tannennadeln mischte sich mit dem des Wachses der brennenden Kerzen, frischer Wäsche und „Nuit de Paris“. Wir bekamen alle Küsschen von Mutti, wünschten uns frohe Weihnachten, stellten uns nach Umarmungen im Halbkreis um Weihnachtsbaum und Krippe und begannen zu singen: Von „Oh Tannenbaum“, „Es ist ein Roos entsprungen“ „Leise rieselt der Schnee“ „Ihr Kinderlein kommet“ bis die Noten ausgingen und wir auf Bescherung drängten. Wir mussten ja auch noch unsere Geschenke aus unseren Zimmern holen. Dann gab's die Bescherung: Onkel Kreppel verteilte einen Berg von dreißig Paketen, die wir alle sorgfältig auspackten, Papiere glatt strichen und Geschenkblätter aufrollten, bevor wir das Geschenk hervorholen konnten. Meine Mutter hatte liebevoll an mich gedacht und mir eine lange schwarze Hose aus Breitcord eingepackt mit breitem Umschlag am Fußende, den man später auflassen kann, um die Länge der Hosenbeine meinem raschen Wachstum anzupassen. Aus meinem Trachtenanzug bin ich jedenfalls Ostern 1958 herausgewachsen. Wenn man die Hose schön gefaltet eine Nacht unter die Matratze auf den Matratzenschoner legt, hatte man am nächsten Tag eine kecke Bügelfalte.

Im Frühling 1959 erfuhr ich durch die Tischlesung während des Mittagessen im Refektorium von etwas, von dem ich, wie von vielen anderen Dingen, nichts wusste: Davon, dass die Nazis hunderte von katholischen Priestern und auch Nonnen in ihren Konzentrationslagern gefoltert und ermordet hatten. Das Buch hieß „KZ Dachau – Eine Welt ohne Gott“ Erinnerungen von Pater Franz Sales Heß OSB, Professor der an der Benediktinerabtei Münsterschwarzach, der am 28. März 1945 aus dem KZ entlassen wurde. Der Klappentext des Buches, das er wenig später schrieb, informiert: „Eindrucksvoll und authentisch sind die Erinnerungen des Benediktinerpaters Sales Hess an seine vierjährige Gefangenschaft im Konzentrationslager Dachau. Das Buch entstand nur wenige Monate nach seiner Entlassung aus dem Lager. Es rührt an und bewegt zutiefst, es erzählt von den Erfahrungen und Erlebnissen jenseits der Menschlichkeit, aber auch von Momenten ehrlichen Mitgeföhls unter den Leidensgenossen. Sales Hess beschreibt, wie das feste Vertrauen auf Gott ihn und seinen Mithäftlingen Schmerz und Demütigung ertragen und überleben ließ. Er möchte mit diesem Erfahrungsbericht nicht anklagen, sondern erinnern und mahnen. Und er lässt uns nicht vergessen, dass auch in unseren dunkelsten Stunden Gott niemals fern ist.“ Die Vorlesung von jeweils 20 Minuten zog sich über zwei Wochen. Pater Prior, der Präfekt und die anderen Mönche und Brüder saßen mit undurchdringlichen Mienen an ihrem Tisch. Es war die Zeit des Hauptgerichts. Alle aßen emsig weiter während der jeweilige Vorleser aus der zweiten Klasse nach dem Alphabet der Nachnamen sortiert die jeweils nächsten Seiten vortrug. Die Vorlesungen sollten unsere Stimmen und rhetorischen Fähigkeiten stärken. Da noch nicht alle ihren Stimmbruch überstanden hatten, klang das manchmal kläglich, aber da Silentium herrschte, dennoch vernehmlich. Im Internet konnte ich Auszüge aus dem Buch wiederfinden: „Eine andere Strafe war das „Baumhängen“. Dem Häftling wurden die Arme kreuzweise auf den Rücken gefesselt und nach rückwärts in die Höhe gezogen, und dann wurde er freischwebend an einen Querbalken aufgehängt. Eine Stunde, auch zwei und vier Stunden mussten die Unglücklichen unter grässlichen Schmerzen am Balken hängen. Zwischendurch wurden sie von der rohen SS geschaukelt, dass die Schmerzen noch größer würden. Sie wurden geschlagen und auf andere Weise gepeinigt, oder blutgierige Hunde wurden auf sie gehetzt. Wurden sie abgenommen, dann begannen die Schmerzen von neuem. Es dauerte oft wochenlang, bis die verzerrten Gelenke wieder geheilt waren. Jede Bewegung verursachte kaum erträgliche Schmerzen.“ Es sind dort noch weitere Szenen nachzulesen, die mich damals verstörten und mich mit grundsätzlichen Widersprüchen konfrontierten, denen ich bisher nicht begegnet war: Grausamkeit und öffentliche Sünde nicht nur gegen Juden, sondern durch Christen unter Christen und das obwohl beide den einen Gott aus der Bibel anbeten. Den Gott, der Abraham die Tafel mit den zehn Geboten übergeben hatte. Dem Abraham, der das goldene Kalb, das sein Volk inzwischen anbetete, vom Sockel stieß, so wie Jesus es tat, als er die Händler und Wechsler aus dem Tempel trieb. Wie konnte es sein, dass der Teufel solche Macht über die Menschen ausüben konnte, dass sie das fünfte Gebot durch ihre Taten massenhaft missachteten ohne die Strafe Gottes zu fürchten? Es war nicht die Allmacht Gottes an der ich zweifelte, sondern die Ohnmacht der Kirche, die Hölle auf Erden einzuschränken. Ich begann Wahrheiten zu hinterfragen, denen

ich bisher vertrauten konnte. Ich war nach wie vor überzeugt davon, dass Gott das unvergängliche Sein ist. Gott ist ewig, der Mensch sterblich. Der Prophet Jesus hilft ihm aus seiner Beschränktheit durch die Erbsünde. Der Glaube an Gott befähigt den Menschen Berge zu versetzen, aber hindert ihn nicht daran, andere Menschen in Massen zu vernichten. Moral und Ethik, wie ich im Religionsunterricht von Pater Konradin lernte, müssen diese unendliche Schaffenskraft zum Wohl der Menschheit begrenzen, können aber nur im Rahmen der Gebote und der Lehre der Heiligen Kirche definiert werden. Wenn ich so quer vor mich hin dachte, ahnte ich damals schon, dass meine Gedanken an sich bereits häretisch und sündig sind. Ich hatte aber auch niemanden, mit dem mich darüber austauschen konnte. Mit meinem Beichtvater schon gar nicht. Gegen das erste Gebot zu verstoßen war eine Todsünde und würde sicherlich meine Entlassung aus dem Seminar zur Folge haben. Das würde wohl in den Jahren, die vor mir lagen auch nicht anders sein. Die Beaufsichtigung war streng und es gab Spitzel innerhalb der Klasse, Misstrauen war die Mutter der Porzellankiste.

Wie wird das erst in dem großen Seminargebäude mit fast 150 Zöglingen, überwacht von Pater Regens und seinen zwei Präfekten Pater Robert und Pater Wolfram, die ich bisher nur während der Aufnahmeprüfung erleben konnte? Direkt gegenüber der Mauern des Klosters St. Ottilien gelegen mit seinen fünfzig Mönchen, zwanzig Brüdern und Schwestern und zahllosen Laien die im Exerzitien Seminar, den Ausbildungs- und Betriebsstätten für Handwerk und Landwirtschaft, Klosterstättchen, Gärtnerie und Klosterfriedhof fernab jeder Stadt in einem trocken gelegten Moor in der Moränenlandschaft nördlich des Ammersees, an der Bahnstrecke von Weilheim nach Mering beten und arbeiten. Wenn alles gut ginge, würde ich dort im Herbst 1960 damit beginnen neben Latein auch Griechisch zu lernen, im Sommer 1966 das Abitur ablegen um im Herbst in einer Zelle des Klosters ein Studium der Theologie zu beginnen, das die Erlernung der Hebräischen Sprache beinhaltet. Anfang der siebziger Jahre wäre dann mit der Priesterweihe zu rechnen und später vielleicht mit einer Entsendung als Missionar nach Afrika. Dann wäre ich fast doppelt so alt wie ich jetzt bin, dachte ich, als ich versuchte mir die Zukunft vorzustellen. Pater Ludwig hatte meine Rechenfähigkeiten inzwischen so gefördert, dass ich ausrechnen konnte, dass ich bis dahin etwa Zehntausend mal mit erhobener rechter Hand „Ave Pater!“ gerufen und etwa drei tausendmal die Confessio abgelegt haben würde:

**Confiteor Deo omnipotenti,
beatæ Mariæ semper Virgini,
beato Michaeli Archangelo,
beato Ioanni Baptistæ,
sanctis Apostolis Petro et Paulo,
omnibus Sanctis, et vobis, fratres:
quia peccavi nimis
cogitatione, verbo et opere:
mea culpa, mea culpa,
mea maxima culpa.
Ideo precor beatam Mariam semper Virginem,
beatum Michaellem Archangelum,
beatum Ioannem Baptistam,
sanctos Apostolos Petrum et Paulum,
omnes Sanctos, et vos, fratres,
orare pro me ad Dominum Deum nostrum.“**

Am Tag vor Christi Himmelfahrt wurden wir in der Studierzeit von Pater Konradin befragt, ob alle Klassenkameraden am Freitag dem 15. Mai 1959 über die Pfingstferien nach Hause fahren würden. Wer nicht, möge sich mit erhobener Hand melden. Ich habe mich spontan gemeldet und gefragt, ob es möglich sei hier zu bleiben. Er meinte, wenn ich gute Gründe nennen könne und nicht der einzige bliebe – vielleicht. Das hat Norbert aus Steingaden mitgekriegt. Er meldete sich nun auch mit guten Gründen. „Ihr kommt

nachher einzeln in mein Büro!“ Meine guten Gründe waren: die Kürze der Pfingstferien vom 15. bis zum 20. Mai, die Länge der Reise, auch die Kosten sowie mein nach überstandener Krankheit geschwächter Gesundheitszustand und die Möglichkeit versäumtes Lernpensum nachzuholen. Ein paar ruhige Tage in Dillingen würden mir gut tun. Norbert führte die Kosten als Hauptgrund an. Sein Vater war Waldarbeiter und froh, wenn keine Fahrtkosten anfielen und ein Mittesser weniger am Tisch saß. Wir durften in Dillingen bleiben, sollten uns aber an die Tagesordnung halten und als Ministranten die Morgenmesse in der Hauskapelle begleiten. Am Sonntag durften wir am Hochamt in der Stadtpfarrkirche teilnehmen. Ganz allein oben auf der linken Seitenempore, die für das Benediktiner Seminar reserviert war.



Eine Woche später, nach dem Mittagessen, leerte sich das Seminargebäude, bis als letzte Schüler Norbert und ich übrig blieben. Es war sehr ruhig. Die drei Patres waren in ihren Zimmern im ersten Stock. Auch aus der großen Küche kam kein Laut. Die Nonnen waren alle in ihrem Schwesternhaus, das durch einen Brückengang im ersten Stock mit dem Haupthaus verbunden war. Sie bewegten sich selten außerhalb der Küche und wenn, dann in den üppigen Obst- und Gemüsegärten um ihr Haus und um die Sportanlagen (eine Rundlaufstrecke und ein mit Maschendraht eingezäunter Fußballplatz). Hinter dem Fußballplatz bewirtschafteten sie noch einen großen Kartoffelacker, von dem wir im Sommer tausende von Kartoffelkäfern zupfen und in Blechdosen einsammeln mussten. Die Schwestern haben sie dann an die Hühner verfüttert. Sie verwalteten auch die Keller und die Wäscherei, an der wir an Waschtagen unsere Kleidung, Bettwäsche und Handtücher ablieferten. Unsere Eltern mussten vor unserer Abreise dafür sorgen. Meine Nummer war 874. Von einem weißen Stoffband konnte man ein kleines Viereck mit der Nummer abschneiden und an jedes Wäschestück annähen. Auch an Socken.

Die Schwestern des Benediktiner Ordens nahmen an den Andachten und Messen in der Hauskapelle teil, die sie auch sauber hielten und mit Blumen schmückten. Das Hauptgebäude aber mussten wir Zöglinge selber sauber halten: Die Böden der Klassenzimmer, Schlafräume, Waschbeckenanlagen, Toiletten und Treppen. Schreibpulte und Spinde wurden von den Präfekten jeden Samstagnachmittag kontrolliert. Ebenso die Schuhregale im Keller. Die Schuhe mussten blitzsauber blinken.

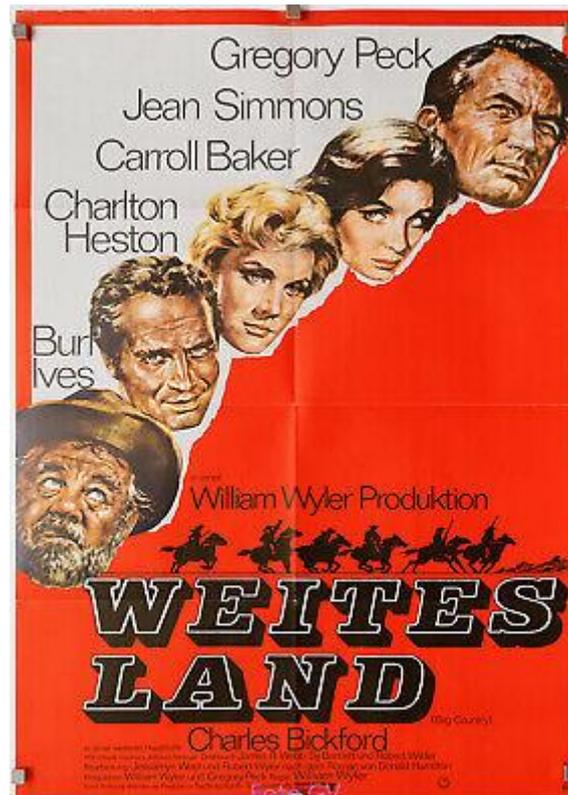
Die Küche befand sich neben dem Refektorium und seinem Tonnengewölbe und war durch eine massive Theke aus dunklem Holz zum Refektorium geöffnet. Dort stellen die Schwestern Speisen und Geschirr ab und von dort wandern während der Mittagspause hundertfünfzig leere Teller, zweihundert Löffel, Gabeln und Messer und sechzig Gläser hin und zurück. Vier Jungs erledigen den Service an den Tischen und vier andere waschen nach Nachspeise und Schlussgebet im Spülabteil neben der Küche ab. Zwei stehen an der Spüle, zwei Trocknen ab. Jedes Team macht das eine Woche lang und wird dann abgelöst. Alphabetisch nach erster Buchstabe Nachname von A bis Z.



Fünf Tage Ferien. 56 leere Stühle im Refektorium, der Weg von der Theke zum Tisch der Patres und zurück zur Theke lang. Nobert und ich hatten uns um 14 Uhr entsprechend der Tagesordnung im leeren Klassenzimmer zur Studierzeit eingefunden. Dort erreicht uns Pater Ludwig (zuständig für Rechnen und Erdkunde) und fordert uns auf, ihm ins Refektorium zu folgen. „Wir müssen ein paar Tische umstellen!“ Es dauert nicht lang bis wir die drei Tische und zehn Stühle vom Kopfende der zwei langen Tischreihen abgebaut und an der gegenüber liegenden Seite nahe der Theke aufgebaut hatten. Obgleich bald Vesperzeit war, fragte ich Pater Ludwig, ob wir bis zum Abendessen Ausgang haben könnten. Zum Tarock spielen waren wir auch nicht mehr genug Teilnehmer, denn Norbert hatte bisher nicht mal zugeschaut, wenn wir im Gartenpavillon gespielt hatten. Pater Ludwig erlaubte den Ausgang. Aber danach wieder Tagesordnung! 19.45 Abendgebet und ab ins Dormitorium, wo es erst ab neun dunkel wurde.

Kurz vor 16 Uhr öffnete die Schwester die Pforte und Norbert und ich standen auf der Administrationsgasse vor dem großen Tor. Ich wusste dass um vier Uhr die Nachmittagsvorstellungen im Kino an der

Bahnhofstraße beginnen und wir rannten los. An der Oberen Apotheke vorbei, der Studienkirche, dem Collegium Hieronimi bis zur Prälat-Hummel-Straße Richtung Bahnhof. Es war kurz nach vier Uhr und der Kartenverkauf noch geöffnet. Das Billett kostete 50 Pfennig in den ersten drei Reihen vor der Leinwand und nachdem der Platzanweiser seine Ecke abgerissen hatte, habe ich es in meiner Hosentasche verstaut. Die Wochenschau hieß nicht mehr „Fox Tönende Wochenschau“, sondern „Neue Deutsche Wochenschau“, war in schwarz-weiß und dennoch ein Fenster zur Welt, ganz weit weg von den Donauauen oder der Zugspitze. Der Western, der folgte war das Risiko wert, dummerweise hatte ich nicht nach der Länge des Filmes gefragt. „Wenn du nicht gefragt werden willst, dann stelle keine Fragen“ hab ich mir wohl dabei gedacht. Ich hatte zudem die Uhr meines Vaters mit den leuchtenden Ziffernblatt am Arm.



Der Film hieß „Weites Land“ und über Zwölfjährige durften ihn sehen, deshalb blieb ich im Sessel und obwohl ich 12 war, überforderte mich was ich sah. Die Bilder waren in Farbe und das Land eindeutig Amerika. Das Land der Cowboys, harter Kerle mit Colt im Hüfthalter, endloser Rinderherden vor fantastischer Landschaft, Salons mit Freudenmädchen und zertrümmertem Mobiliar, schnaubenden Pferden, Indianern wie auch Eisenbahnen, die mit großen Rauchfahnen durch die Prärie rasen, während auf den Dächern der Waggons Männer mit schwarzen Gesichtsmasken und gezückten Colts einen Überfall vorbereiten. Die Handlung: James McKay, Kapitän aus einer Reederfamilie an der amerikanischen Ostküste, reist in den Wilden Westen, um Patricia, die Tochter von Major Terrill, dem Besitzer der riesigen „Ladder Ranch“, zu heiraten. Mit Argwohn betrachten die rauen Cowboys den Gentleman aus dem Osten, der in ihren Augen ein feiner Pinkel und hochnäsiger Feigling ist. Es ist klar, dass alles was oben bereits skizziert wurde folgt bis es zum letzten großen Kräftemessen kommt. Wenn der Held siegt, gibt es ein glückliches Ende und die Zuschauer verlassen das Kino mit entspannten Mienen, oder die Tragik nimmt überhand, das Böse siegt und alle sind traurig.

Wir haben das Ende des Westerns nicht mehr mitgekriegt. Trotz meiner Mauthe Uhr am Handgelenk. Der Film dauert 165 Minuten. Der Vorhang öffnete sich um 16.05, die NDW und kurze Pause dauerten bis 16.30. Zum Abendessen um 18.45 mussten wir zurück im Refektorium des Seminars sein. Das heißt, wir mussten spätestens um 18.30 den Saal verlassen haben, also bei Minute 120. Bleiben 45 des Films, die wir nicht sehen

konnten. Als die Schwester die Pforte öffnete zeigte meine Uhr 18.42. Wir eilten ins Refektorium und erstarren dort stehend wie Max und Moritz, wenn sie ertappt wurden. Die Uhr im Refektorium zeigte 18.50 und der Tisch des Priors, der Patres und Fratres, den wir am Nachmittag aufgebaut hatten, war voll besetzt.

Pater Konradin erhob sich, winkte uns mit gekrümmtem Finger an den Tisch fragte: „Wo wart ihr und warum kommt ihr zu spät?“ „Vortreten, Hosentaschen leeren!“ Ich hatte nur ein Taschentuch und einen kleinen Kamm in der Tasche und zeigte sie ihm. „Ablegen! Taschen nach außen stülpen!“ Wir taten wie er befahl, aber als ich meine Hosentasche nach außen stülpte fiel das Billett aus einer Falte zu Boden. Norbert hatte nur einen Kamm und ein Taschentuch. Das war Pflicht. Aber kein Billett. Er warf mir einen furchtsamen Blick zu. „Heb es auf, gib es mir!“ sagte Konradin zu mir, musterte das Billett, auf dem Datum, Uhrzeit und Sitzreihe verzeichnet waren, Norbert und mich, hob seinen Arm Richtung Tür. „Kein Abendessen! Geht in die Kapelle zum Abendgebet und danach ins Dormitorium! Pater Ludwig kontrolliert das. Morgen vor dem Frühstück seid ihr in meinem Büro!“

Als Norbert und ich außer Hörweite auf der Treppe zum ersten Stock Richtung Kapelle strebten fing Norbert an zu jammern: „Wenn mein Vater das erfährt, gibt es so eine Tracht Prügel“ und breitete seine Arme aus um das Ausmaß zu skizzieren. Ich versuchte ihn zu beruhigen und zu erklären, dass bisher noch kein ernsthafter Regelverstoß vorliegt außer ohne Erlaubnis ins Kino gegangen und mit Verspätung zum Abendessen erschienen zu sein. Da wir nun beide in der zweiten Klasse seien, könnten wir mit etwas Geschick sogar den Rohrstock vermeiden und mit einer Verwarnung davon kommen. Als Pater Ludwig später im Dormitorium vorbei kam, um uns zu kontrollieren, taten wir beide so als ob wir schliefen. Der nächste Tag, ein Samstag, war sonnig und die Hauskapelle lichtdurchflutet, als ich mit Norbert als Ministrant auf den Stufen des Altars der Hauskapelle kniete, während Pater Prior die Messe zelebrierte. Auch Pater Konradin kam zur Kommunion und ich hielt wie gelernt, das Silbertablett unterhalb seines Kinns, um etwaige Hostienbrösel aufzufangen. Nach dem „Ite missa est“ und nachdem wir uns nach der Messe in Zivilkleidung vor seinem Büro aufgestellt hatten, rief er uns hinein. Einzeln. Zuerst Norbert. Norbert war bekannt für seine schweigsame Einsilbigkeit. Die konnte gefährlich werden, wenn Pater Konradin eine Fangfrage stellen würde, die mich als Anstifter zu einer Übertretung der Hausordnung bloßstellen könnte, die die eigenwillige Teilnahme von Kinobesuchen durch Zöglinge ohne Genehmigung eines Präfekten ausschloss. Als er nach fünf Minuten aus der Tür von Konradins Büro kam und ich hineingerufen wurde, rollte Norbert mit den Augen und bedeutete mir mit seinen zwei nach unten gehaltenen Handflächen, am Boden zu bleiben. Ich hingegen war entschlossen, gegenüber Konradin die Ausführungen der Satzung in Bezug auf Rechte und Pflichten von Seminaristen, die während der Ferien im Kloster verbleiben, zur Sprache zu bringen.

„Die Hausordnung ist bindend bis zur Stunde der Heimfahrt“ sagen die Satzungen auf Seite 42. Dort steht auch: „Die Sommer- und Winterferien bringen die Zöglinge in der Heimat zu. Die Weihnachts- und Pfingstferien hingegen im Seminar. Es wird auch da für entsprechende Abspannung und Abwechslung Sorge getragen.“ Nähere Einzelheiten zu diesem Sorgeversprechen stehen nicht in der Satzung, aber es folgen fünfzig Zeilen über die Beachtung von Verhaltensregeln, die die Zöglinge auf Reisen und zu Hause in den Ferien bis zur Rückkehr in Seminar bis 18 Uhr einzuhalten haben, bevor sie wieder der Hausordnung des Seminars unterliegen. Aber dazu kam ich gar nicht. Der Prior oder Pater Konradin hatte anscheinend entschieden, die Angelegenheit nicht weiter aufzubauchen. Er wollte von mir wissen, wie ich den Film fand, für den ich einen Verstoß gegen die Hausordnung gewagt und einen Mitzögling zu einem solchen Verstoß angestiftet hatte. Er forderte mich auf, ihm die Handlung des Filmes „Weites Land“ zu erzählen. Ich war verblüfft und erzählte ihm in etwa das, was ich weiter oben über den Film geschrieben habe. Als ich fertig war hatte ich wahrscheinlich wie zu dieser Zeit üblich rote Apfelbäckchen vor Erregung und einen heißen Kopf. Pater Konradin blieb aber ruhig und sah mich nachdenklich an. Nicht so als ob er an den Rohrstock dachte, sondern an etwas, was außerhalb der Macht der Kirche existierte. Jedenfalls hatte er entschieden, daraus keine Frage von Schuld und Sühne zu machen, sondern „die Angelegenheit“ ohne Aufsehen aus der Welt zu schaffen. Strafe gab es trotzdem: Ausgehverbot bis zum Ferienende am 20. Mai und Teilnahme am Hochamt am Pfingstsonntag in der Stadtpfarrkirche nur unter Aufsicht einer Nonne mit Norbert und mir auf der linken Seitenempore. Von dort unterstützten wir am Pfingstsonntag den Gesang der Kirchengemeinde mit unseren dreifachen Stimmen im Sopran. Die mittägliche Festmahlzeit im Refektorium des Seminars war

wie immer an hohen Festtagen wie St. Joseph 19. März, St. Benedikt 21. März auch an Pfingsten ausgezeichnet. Es gab feine Suppen und Braten mit Klößen, Sauce und Rotkohl oder paniertes Schnitzel mit Remoulade und Kartoffelsalat. Norbert und ich saßen uns an einem Tisch neben der Tafel des Priors, der Patres und Fratres gegenüber und obwohl das Silentium aufgehoben war und die Mönche in vielen Zungen belebt parlierten, blieben wir schweigsam während die Nonnen servierten. Wir mussten auch nicht zum Abwaschen in die Küche, das machten diesmal die Schwestern, die nicht lateinisch mit „Ave Soror“ sondern „Ave Schwester“ begrüßt wurden, unter der Leitung der „Ave Oberschwester“ nicht Ave Priorin“. Es gab auch Unterschwestern, die „Novizinnen“, erkennbar an einem weißen Schleier. Die durften wir erst grüßen, wenn der Schleier schwarz war. Alle zusammen, zehn Frauen und Mönche besorgten in Dillingen den Lehr- und Wirtschaftsbetrieb um achtundvierzig Zöglinge in für zwei Jahre auf dem Weg zum Missionar in Afrika zu verköstigen und auszubilden. 48x12x40=5084 DM pro Jahr bezahlten die Eltern der 48 Schüler insgesamt für Unterkunft, Verpflegung und „Ausbildung an einer Schule für die die Richtlinien der Bayerischen Lehrordnung für humanistische Gymnasien gelten.“ So steht es im Vorwort der „Satzungen“, die DM habe ich auf der Basis von 40 DM pro Monat unter Anwendung der Rechenkünste von Pater Ludwig ausgerechnet.



Der Rest der Pfingstferien hinter Klostermauern war entspannt. Das Wetter war angenehm, die Fenster konnten offen stehen, würzige Luft vom Garten wehen, Vöglein zwitschern und der Sommer kommen. Meine Noten sind nicht gut, aber Versetzung nicht mehr gefährdet wie letztes Jahr. Ich war gut in Rechnen und Erdkunde bei Pater Ludwig. Sein Unterricht war lebhaft und wir hörten ihm konzentriert zu. Er erklärte uns Deutschland an Hand einer großen Karte die das Land in den Grenzen von 1937, obwohl 1959 dass die Gebiete unter polnischer Verwaltung wohl für immer verloren waren und die sowjetische Besatzung der Ostzone das Land weiter teilte. Westdeutschland bzw. die Bundesrepublik Deutschland mit der Hauptstadt Bonn jenseits des Eisernen Vorhangs sah ziemlich klein aus. Die Leinwand konnte auf einem Ständer neben der großen Tafel aufgehängt werden. Pater Ludwig hielt einen langen Zeigestock in der Hand, mit dem er

Punkte auf der Karte antippte und Fragen stellte wie: „Wie heißt das, wo ist das, was ist das?“ Darin war er gut, den Rest mussten wir dann selbst erarbeiten. Für die Karte konnte er nix. Die war damals in Bayern Vorschrift. Warum das so war konnte ich damals noch nicht wissen. Vielleicht sahen die Leute in der Ostzone, die sich seit 1949 Deutsche Demokratische Republik nannte, aber von Pater Ludwig stets als Sowjetzone bezeichnet wurde, die Karte anders. Für ihn lebten dort nur Kommunisten und außerdem Atheisten, die die katholische Kirche zum dritten Mal enteignen und zerstören wollten.



In Dillingen wurde das Fach Heimatkunde aus der Volksschule abgelöst von der Erdkunde. Ich hatte bisher Note 2. Alois Lechner hatte eine 1. Pater Ludwig wusste, dass ich in Latein bei Pater Konradin noch immer auf steilem Grad wandelte: Nahe an einer 6. Als ich als Ministrant Kirchenlatein lernte ging es einfach. Aber die Sprache systematisch zu lernen, Wörter, Syntax, Grammatik wurde zum Horror. Erdkunde war mein Lieblingsfach. Leider nur zwei Stunden pro Woche. Es gab gute Lehrbücher mit Texten, Bildern, Fotos, Tabellen und graphischen Darstellungen. Im Unterricht wurde viel mit Kreide auf die schwarze Tafel geschrieben. Von Schülern wie von Lehrern. In der Volksschule begann der Unterricht im Schreiben auf einer Holzgerahmten Schiefertafel, später lernten wir mit Feder und Tinte zu schreiben. In Dillingen schrieb ich dann mit Füllfederhalter.

Im zweiten Seminarjahr lernten wir in Erdkunde nach Bayern nun Deutschland kennen. Seine Länder, Städte, Flüsse, Gebirge, Küsten und Inseln. Seine Bewohner und deren Beschäftigung in Handel, Industrie und Handwerk. Seine Bodenschätze und Verkehrswege zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Seine Schlösser, Burgen und Kathedralen. In sechzig Stunden Deutschland hatte Pater Ludwig ohne nationales Pathos oder politische Abschweifungen uns beigebracht, dass wir einem großen Land leben, in dem die erste Strophe des Deutschlandliedes nicht mehr gesungen wird, weil „Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt - über Alles über Alles in der Welt“ nicht mehr stimmt. Also haben wir die dritte Strophe gesungen, obwohl auf dem Notenblatt alle drei Strophen zu lesen und zu singen waren. Ludwig war sich sicher, dass wir nach dem Krieg wieder in einem Land leben, das, wenn auch gespalten, groß und wirtschaftlich erfolgreich ist. Er hat mich neugierig gemacht auf Deutschland, ich war zwölf Jahre alt und es gab ja die Oster- und die langen Sommerferien, in denen ich später sogar in die Hauptstadt meiner Mutter, nach Berlin oder auch irgendwann über Aachen und Brüssel mit der Eisenbahn sogar nach Brügge in Belgien zu Tante Schrama fahren konnte.

Was Norbert von der Zukunft erwartete, wusste ich nicht. Er war sehr schweigsam und hauste in der Wirklichkeit der Gegenwart und die war kompliziert und forderte seine volle Konzentration. Den Rest seiner Aufnahmefähigkeit wollte er für sich behalten. Wir hatten eins gemeinsam: Wir waren aufeinander angewiesen. Wir waren in einer uns bisher ungewohnten Situation außerhalb von Heimat, Familie und Freunden interniert um Jesus zu folgen und Priester zu werden. Dafür waren wir bereit vierundzwanzig

Stunden bis auf die Ferienzeiten ohne Vater, Mutter, Geschwister und Freunde zu leben. Das galt für alle von uns. Wir waren alle gleichaltrig und unser Verhalten zueinander war brüderlich auch unabhängig von Lernerfolgen, Notenstand oder Turn-, Fußball-, Eishockey-, Kegel- oder Tarockspielergebnissen. Das Zauberwort hieß Solidarität und die einte uns, wenn die Patres ihren Erziehungsauftrag übertrieben.



Am Samstag vor Pfingsten halfen Norbert und ich den Nonnen im Garten und nach dem Mittagessen bereiteten wir uns auf das Hochamt am Pfingstsonntag in der Stadtpfarrkirche vor. Die Schuhe wurden geputzt, auch die der Patres. Danach hatten wir die Duschanlage im Keller des Haupthauses ganz für uns alleine. Vier Stockwerke höher, im Dormitorium folgte die Nagel- und Haarpflege. Dann faltete ich meine schwarze Cordhose und legte sie zwischen Matratze und Springfedern, um am Sonntag in der Obhut einer Nonne mit Norbert auf der linken Seitenempore der Stadtpfarrkirche mit Bügelfalte am Hochamt teilzunehmen. Niemand konnte meine Bügelfalte hinter der Balustrade von unten sehen. Aber darum ging es mir nicht. Es war eine Frage der Ästhetik, aber die Bedeutung dieses Wortes sollte ich erst ein Jahr später kennen lernen.

Am zwanzigsten Mai endeten die Pfingstferien und am Nachmittag kamen die ersten Ferienrückkehrer im Seminar an. Um sechs waren alle da. Das Tische und Stühle wieder umzustellen mussten diesmal andere übernehmen. Norbert und ich hatten einen Indianereid geschworen mit niemandem über den Kinobesuch zu reden. In der Pause des ersten gemeinsamen Abendessens nach den Pfingstferien läutete Pater Konradin die Glocke und machte eine Ankündigung. Es war ihm gelungen mit einem örtlichen Busunternehmer eine Tour für die zweite Klasse zu Höhepunkten der Romantischen Straße zu organisieren. Am Tag vor Fronleichnam würden wir nach dem Frühstück losfahren und Pater Ludwig die Aufsicht übernehmen.

Der 27. Mai war ein strahlender, sonnig milder Maientag und wir waren schon im Dormitorium alle guter Laune in Erwartung unseres ersten Ganztagesausflug, um Landschaften und Städte kennen zu lernen, die wir letztes Jahr in der Erdkunde Bayerns durch Pater Ludwig kennen lernen konnten. Wir sollten sagenhafte mittelalterliche Städte besuchen wie Nördlingen im Ries, einem ringförmigen (Durchmesser etwa 20 bis 24 Kilometer) flachen Krater, der durch den Aufschlag eines etwa 1 km großen kosmischen Körpers vor Millionen von Jahren entstand. In Dinkelsbühl war ein Rundgang auf der Stadtmauer eingeplant, in Rothenburg ob der Tauber der Besuch des Rathauses und der Altstadt. Am späten Nachmittag würden wir dann noch eine richtige mittelalterliche Burg mit Ritterrüstungen und Wehrgang und Wehrtürmen auf einem Bergrücken besuchen. Also wuschen wir uns fröhlich, gurgelten beim Zähneputzen wie verstopfte Orgeln,

zogen unsere kurzen Hosen und Hemden an, streiften Strickjacken drüber, banden unsere Schuhe zu, strichen über unsere Haare und rückten den Kragen zurecht, um uns vor dem Eingang der Hauskapelle aufzustellen. Die erste Klasse vor uns, wir dahinter. Dann erschien wie immer der jeweils nach Dienstplan zuständige Präfekt und das war Pater Ludwig.



Der Eingang zur Kapelle konnte erst nach gründlicher Musterung durch den Präfekten erfolgen, was optisch stattfand. Haare glatt, Fingernägel sauber, Schuhe verlässlich geschnürt und geputzt, sauberes Schneuztuch in der Tasche? An schlechten Tagen konnte das länger dauern. Heute nicht. Zum Frühstück gab's ein weiches Ei wie sonst nur am Sonntag und eine große Papiertüte mit Mittagessen und Brotzeit drin. Dazu eine Flasche Wasser. Damit bestiegen wir Punkt acht Uhr den Bus, einen Setra S6. Der sah nicht nur toll aus, sondern war auch innen gut möbliert. Das konnte ich ja damals fachkundig beurteilen.



Immerhin bin ich seit Herbst 1957 fünfzehn Mal zwischen Dillingen und Hohenpeißenberg mit dem Personenzug gefahren und jeweils dreimal von einem Zug in einen anderen umgestiegen. Wenn es voll war musste ich im Gang stehen und auf einen Platz warten. Dieser Bus war wunderbar. Jeder hatte seinen gepolsterten Sitzplatz. Die Patres Ludwig und Balthasar saßen ganz vorn hinter dem Fahrer und ich, mit dem ersten Buchstaben meines Namens H, etwa in der Mitte des Busses neben Fridolin Hauser. Der Bus war

rückwärts vor das Tor gefahren. Der Fahrer hatte es eilig und es war fast halb neun, und als wir in die Kaiserstraße einbogen begannen 25 Papiertüten zu knistern.

Wir alle wollten wissen, was uns die Schwestern da eingepackt hatten. Es war üppig: 4 Margarine Stullen, 2 harte Eier, 2 Landjäger, 2 Velveta Käsecken und 2 Essiggurken in Fettpapier. Da blinzelten wir uns an und fingen an zu singen. Nicht „Im Frühtau zu Berge wir ziehen hier“, sondern ein anderes Lied, das wir von Pater Balthasar in Musik gelernt hatten. Da Pater Balthasar als unser Klassenleiter mit an Bord war, sangen wir einige Lieder aus seinem Buch mit dem Titel: „Soldatenlieder aus dem Mittelalter“. Ich sang inzwischen im Alt und musste mich noch immer daran gewöhnen.

Wir zogen in das Feld,
wir zogen in das Feld,
da hätt`n wir weder Säckl noch Geld.
Strapedemialami presente al vostrasignori.
Wir kam`n vor Siebentod,
wir kam`n vor Siebentod,
da hätt`n wir weder Wein noch Brot.
Strapedemialami presente al vostrasignori.
Wir kamen vor Friaul,
wir kamen vor Friaul,
da fraßen wir den letzten Gaul.
Strapedemialami presente al vostrasignori.

Pater Balthasar hatte ein großes Herz für Musik, das öfter mit ihm durchging, wenn sein Verlangen nach Harmonie und Wohlklang gestört wurde. Dann musterte er den Störer, den er als Ursache des Missklangs ausmachte, raupte seine nur noch spärlich vorhandenen Haare, die Züge seines riesigen Babygesichts entgleisten, seine Hände verkrampften sich zu Fäusten mit denen er gestikulierte, während er in Verzweiflung rief: „Nicht diese Töne! Nein! Falsch!“ Dann setzte eine seiner Fäuste aus zur Kopfnuss und die war so schmerzhaft wie eine Kokosnuss, die von einem von einer Palme auf den Kopf fällt. Manch einer von uns ging zu Boden, aber die, die von uns in Sport boxten, nahmen das nicht so ernst. Trotzdem fürchteten sich die meisten von uns vor „Bollas“, wie wir ihn nannten. Wenn er es mitbekam, dass wir ihn so nannten, gab es eine Kopfnuss. Im Lateinunterricht kam das selten vor und die Noten, die er mir gab waren gerechter als Konradins „Kopfnüsse“ in Form einer Fünf.

Im Haus in Hohenpeißenberg gab es ein Klavier. Es stand im Holzzimmer. Ich schloss manchmal die Tür zum Roten Zimmer nebenan und klimperte darauf herum. Ich mochte die Fußtaste, mit der man den Halleffekt verstärken konnte. Einmal fiel der Deckel mit dem aufgeklappten Notenhalter vornüber auf die Tasten, während ich die Fußtaste gedrückt hielt. Dann lauschte ich dem Nachhall der klingenden Klavierseiten von zwanzig gleichzeitig gedrückten Tasten. In der stark gemaserten Wand aus rötlich-gelben Lärchenholz entdeckte ich plötzlich Landschaften von großer Schönheit. Da ich damals noch nicht so groß war, brauchte ich einige Zeit bis ich mit gedrücktem Deckel so arbeiten konnte, dass ich den Nachhall beliebig manipulieren und damit viele andere Gemütslagen erzeugen und mich daran erfreuen konnte. Dann wollte ich auch nicht wie Pater Balthasar durch Misstöne aufgestört werden. In Dillingen galt: Wer Klavier oder Geige lernen wollte musste sich ab dem zweiten Jahr erst als Flötenspieler bewähren. Pater Balthasar war unzufrieden mit meinem Flötenspiel und ich erhoffte einen Neuanfang in Musik im Kloster St. Ottilien ohne ihn. Auch in Malen und Zeichnen konnte es nur besser werden. Wir hatten gelernt mit Wasserfarben aus zwölf Farbtiegeln mit zwölf Farben zu malen und übten uns in Bildern von Burgen, Kirchen, Waldwegen in den Donauauen oder Dorfstraßen im Schnee. Zwei Stunden die Woche. Im Advent haben wir auch Hinterglastechnik gelernt. Nachdem ich den verschneiten Hohenpeißenberg mit Kirche und Schule auf dem Gipfel an einem sonnigen Wintertag mit Plaka Glas, Größe DINA4 gemalt hatte, bekam ich Lust auf mehr.

Was uns außer Solidarität als Klasse zusammenhielt? Wir waren alle lernbegierig, aber wir wussten auch, dass manch einer wie ich im Refektorium etwas länger brauchte, um zu essen, auch länger brauchte um das im Unterricht neugewonnene Wissen zu verdauen und dem Fortschritt des Unterrichts anzupassen. Ein kleiner, blonder Junge mit blauen Augen aus Mering bei Augsburg, Alois Lechner, war damals unser Klassenprimus nicht nur in Fächern wie Latein, Rechnen oder Deutsch, sondern auch in Sport: An Geräten, wie im freien Feld war er der Beste. Wenn ein Lehrer den Klassenraum während des Unterrichts verlassen musste, übernahm Lechner die Aufsicht und wir gewöhnten uns daran, nicht weil wir zu faul waren, selbst die Verantwortung zu übernehmen, sondern froh waren, dass jemand da war, der unsere Interessen wahrnahm, auch wenn uns die von ihm ausgehandelten Kompromisse manchmal nicht schmeckten.

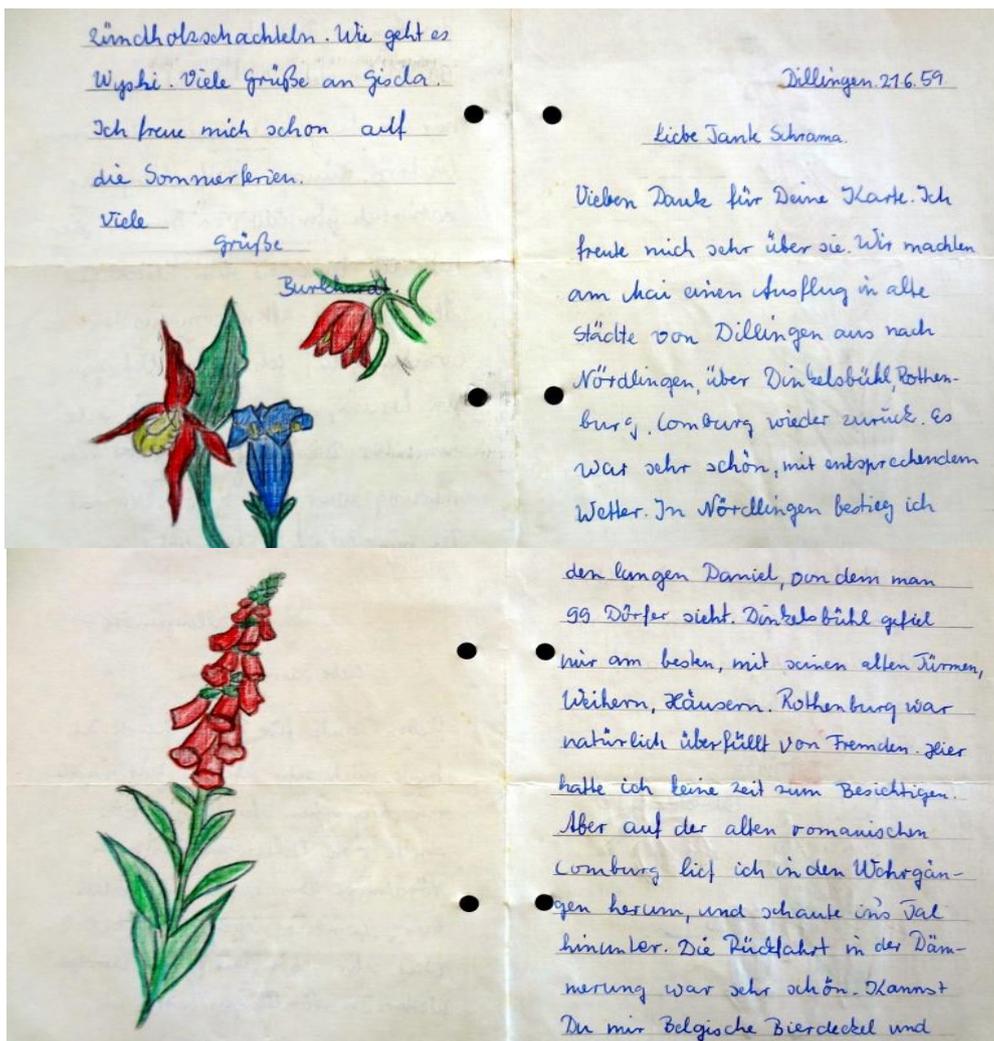
Der Bus parkte außerhalb der Stadt nahe dem Bahnhof. Es war zehn Uhr morgens und wir hatten bis zwölf Uhr Zeit für unseren Stadtbesuch. Unsere Ranzen blieben im Bus und wir gelangten unbeschwert durch das Tor des hohen Turmes, durch den die Deininger Straße in Richtung Stadtmitte führt, an den Ausgang zum Wehrgang auf der kreisrunden Stadtmauer. Durch die dicke Mauer kann man nur durch Schießscharten sehen. Der ganze Umgang ist mit einem von Balken gestützten Dach nach ob geschützt, zur Stadt hin jedoch offen und so kann man über den Dächern den Daniel, wie die Nördlinger ihre evangelisch-lutherische Stadtpfarrkirche St. Georg nennen. Die war das nächste Ziel unseres Besuchs.



Unter dem mächtigen von gotischen Säulen getragenen Kirchenschiff, das einen Hauptgang und zwei Seitengänge überspannt, herrscht ästhetische Leere und Strenge. Die dominierenden Farben sind Sandstein, leicht gelb und Marmor, weiß gebrochen. Auch der Altar in der Apsis ist bescheiden, aber das Licht, das dort durch die klaren Fenster der hohen Spitzbögen dringt, strahlt bis zur Mitte des Kirchenraums. Als St. Georg 1505 vollendet und betriebsbereit war, war Nördlingen noch katholisch. 20 Jahre später wurde daraus die evangelische Stadtpfarrkirche. Die Spaltung der Kirche durch Luther war ab 1530 von einem Bildersturm

begleitet, durch den viele Kunstschatze für immer verschwanden. Der dreißigjährige Krieg verschärfte den Verlust und als nach dem Sieg über Napoleon auch noch die Säkularisation kam, wuchs der Schaden, den die katholische Kirche erlitt, ins Unermessliche. Davon erzählte uns Pater Ludwig, nachdem er uns zu einem Halbkreis um sich herum in die Apsis gerufen hatte. Er erwartete, dass wir uns das merkten und würde es wieder abfragen. Bildung kennt keine Pause. Es gilt das Motto des Ordens der Benediktiner: „Ora, lege et labora.“

Am Ende des zweiten Weltkrieges wurde die St.-Georgs-Kirche schwer beschädigt. Der nahezu komplette Rest der historischen Altstadt blieb jedoch verschont. Vierzehn Jahre später war von den Schäden nichts zu sehen. Eine imposante Halle und eine mächtige Orgel, aber ein schmächtiger Hochaltar mit Jesus am Kreuz und Mutter Maria und Johannes unter sich. Nicht ganz lebensgroß geschnitzt und bemalt. Außerhalb des Altarrahmens steht zur linken St. Georg der Drachentöter und zur Rechten Maria Magdalena mit einem Kelch in der Hand. Das ist der Hauptaltar, keine Nebentaltare, keine Beichtstühle. Ich denke, ich war nicht der einzige der enttäuscht war, aber nachdem wir die dreihundertfünfzig Stufen der Wendeltreppe zur Aussichtsplattform auf dem langen Daniel gelangt waren machte uns die Aussicht wieder glücklich. Aus siebzig Metern Höhe hat man eine Rundumsicht mit einem Radius von dreißig Kilometer über den kreisrunden Krater des Ries und die angrenzenden Höhen. Nach dem Abstieg eilten wir alle zurück zum Bus, denn dort warteten unsere Papiertüten mit der Brotzeit. Während der Weiterfahrt nach Dinkelsbühl genossen wir die Gabe der Schwestern und tranken Wasser aus mitgebrachten Blechflaschen, die wir unterwegs nachfüllten, etwa später in Rothenburg auf dem Marktplatz.



Den Ausflug durch die Romantische Straße und ihren weiteren Verlauf habe ich später im Juni in einem Brief an Tante Schrama in Blankenberge an der belgischen Küste mit meinem neuen Füllfederhalter mit Saugballon, Marke Geha zusammengefasst. Nach ihrem Tod im Sommer 1972 hat ihre Tochter Gisèle meinen Brief in ihrem Nachlass gefunden und mir wieder gegeben. Die Farbstiftzeichnungen zeigen Wildblumen wie Fingerhut, Königsenzian, Frauenschuh und rote Küchenschelle. Sie wuchsen am Hohenpeißenberg, standen schon damals unter Artenschutz und durften nicht gepflückt werden.

Es war ein gutes Gemeinschaftserlebnis, das den Sommer über anhielt. Der war gespickt mit kirchlichen Festtagen und Umzügen etwa an Fronleichnam oder nationalen Feiertagen wie dem 17. Juni oder festlichen Sport- oder Unterhaltungsveranstaltungen mit Blasmusik. Wir konnten viele davon aus den Fenstern des Dormitoriums beobachten ohne Eintritt zu bezahlen um dann mit schlechter Aussicht auf Spielfeld oder Bühne stehen zu müssen. Manchmal verpassten wir ein wichtiges Endspiel, weil uns Pater Konradin zu einem Ausflug durch die Donauauen zu einem Altwassersee mitnahm, um uns in der Sportart Schwimmen voran zu bringen. Nachdem wir das leidlich konnten ging es zur Abschlussprüfung ans Ufer der Donau, die durch die Schneeschmelze auf der Alb mit hohem Wasser breit vor sich hinströmte. Durch dichtes Grün gingen wir ins Wasser und fühlten runde glitschige Steine unter unseren Füßen. Auf dem Wasser schwammen alle möglich Gegenstände wie Gestrüpp, Äste aber auch Waschmittelkartons oder Klopapier in der Strömung. Wir schwammen am Ufer in seichterem Wasser unter großen Trauerweiden entlang. Pater Konrad schwamm an der Außenlinie zum Fluss hin und gab uns Anweisungen und Hinweise. Das ging alles ganz gut bis zur Landung mit den Füßen auf den glitschigen, runden Steinen. Halt suchend rutschen sie ab, der Schwimmer verliert die Balance, taumelt, strauchelt, fällt, versucht zur Böschung zu laufen, gerät in eine Bodensenke, taucht heraus, seine Hände finden endlich Halt an einem Strauch, er hebt den Kopf und sieht die halbe Klasse nebst Pater Konradin oben auf der Böschung stehen und laut lachen. Das fand ich gar nicht komisch.

Die großen Ferien standen bevor. Sie sollten am Donnerstag des 15. Juli beginnen und bis zum 2. September 1959 dauern. Sieben Wochen Ferien auf dem Hohenpeißenberg mit Bergblick. Anfang Juli hatte mich meine Mutter per Telefon im Seminar erreicht. Konradin holte mich aus der Studienzzeit im Klassenzimmer an den Apparat. Es muss etwas bedeutsames sein, wenn sie anruft, dachte ich noch auf dem Weg zum Telefon. Vielleicht was Schlimmes? Aber nein gar nicht! Sie war fröhlich und voller Einfälle. Sie berichtete, dass sie am 19. Juli die Familie von Naso aus Augsburg und Bonn als Pensionsgäste erwartet. Sie hat mit Maria von Naso telefoniert und auch mit Hannelore Harms in Haunstetten. Ich könnte, wenn ich denn wollte, ein verlängertes Wochenende bei Maria von Naso mit Sohn Alex und Tochter Karin verbringen. Als Adresse nannte sie Promenade Straße Nummer 7 in Göggingen. Es gäbe eine Trambahn, die vom Bahnhof über den Königsplatz nach Göggingen fährt. An der Haltestelle Bergstraße sollte ich aussteigen, durch die Bergstraße zur Promenade Straße gehen und in Nummer 7, im dritten Stock den Klingelknopf „von Naso“ drücken. Dort könnte ich dann bis Montag bleiben und am Vormittag im Auto mit Hannelore Harms nach Hohenpeißenberg fahren.

Wir mussten die Tage nicht zählen, sie eilten vorbei wie die letzten Prüfungen bevor uns die Zeugnisse ausgegeben wurden. Wir hatten alle bestanden war die gute Nachricht, aber mit unterschiedlichen Ergebnissen. Meine waren so knapp an der Wand lang, aber insgesamt ausreichend. Damit war ich nicht unzufrieden, im Gegenteil, ich freute mich drüber. Statt einer Feier gab es einen Abschlussgottesdienst in der Hauskapelle. Am 14. Juli mussten wir schließlich unsere Bücher abgeben. Unser Bettzeug, Wäsche etc. packten wir am nächsten Tag in die Korbtruhen in denen sie her gelangt waren. Sie wurden von Dillingen direkt nach St. Ottilien transportiert, wo wir sie am 2. September wieder auspacken können. Ich selbst hatte nur einen kleinen Pappkoffer mit Holzleisten. Darin war nur Platz für Wäsche, Hosen, Pullover und ein Paar Schuhe. Was nicht reinpasste habe ich in einem Rama Margarine Karton untergebracht, den ich verschnürte und an einer Schlaufe tragen konnte. Obwohl der 15. Juli ein sonniger Sommertag war, musste ich meine lange, schwarze, samtene Breitcordhose, schwarze Lederschuhe mit Kreppsohle zum Ministrieren, ein frisches Hemd und einen Anorak mit Kapuze aus Popeline anziehen, weil im Koffer nicht genug Platz war.

Aber als ich um neun Uhr morgens mit anderen Klassenkameraden das Seminargebäude durch das große Tor verließ, war es auf der Administrationsgasse noch kühl und auf dem Weg zum Bahnhof kam ich noch nicht

ins Schwitzen. Der Zug von Dillingen nach Donauwörth hielt an jeder Station, aber in Donauwörth stiegen wir in einen Eilzug um, der uns ohne Zwischenhalt gegen halb zwölf nach Augsburg Hauptbahnhof brachte. Im Zug saß ich zusammen mit Siegfried Grau, der war aus Augsburg, aber nicht aus Göggingen im Süden des Zentrums, sondern aus dem Georgsviertel im Norden. Siegfried war einer der wenigen Stadtkinder unserer Klasse. Er hatte auch einen Sinn für Mode und Schlager. Er war dabei nicht albern. Er achtete auf Stil und fand Bügelfalten gut. Siegfried war schon in München. Als der Streit über das Größenverhältnis von Augsburg und München eskalierte, hielt er sich völlig neutral außen vor nach dem Motto: „Ich bin nicht beteiligt und kommentiere es auch nicht.“ Nach der Ankunft begleitete er mich noch zum Königsplatz, wo er mir die Haltestelle der Linie 1 nach Göggingen zeigte. Samstag, am Nachmittag hat er Ausgang, dann wollten Siegfried Grau und ich uns an dieser Haltestelle auf dem Königsplatz um 15 Uhr zu einem Stadtbummel wieder treffen. Indianerschwur! Das machen wir!



Im Vergleich zum Eilzug fährt die Trambahn gemächlich. Es war das erste Mal, dass ich mit einer Trambahn gefahren bin und das konnte ich jetzt täglich öfter machen. Von der Haltestelle Bergstraße ging es dann mit Koffer und Karton zu Fuß zur Promenade Straße, Treppenhaus 3. Stock, Wohnungstür, Glockenknopf „von Naso“. Läuten. Warten. Läuten. Warten. Schließlich fing ich an zu klopfen und meinen Namen zu rufen worauf ich Schritte hörte, ein Schlüssel drehte sich im Schloss, die Tür ging auf und vor mir stand ein zehnjähriges Mädchen in rosa Petticoat mit schwarzen Haaren und ebensolchen Augen. „Ich bin die Karin. Meine Mutter hat mir gesagt, dass du kommst. Aber solange du geschwiegen hast, konnte ich das ja nicht wissen. Mam kommt später und Alex auch. Ich zeig dir deinen Schlafplatz und die Wohnung.“

Mein Bett stand unter einer Dachschräge am Ende einer Treppe, die man mit einem Stab mit Haken von der Decke herunterklappen konnte, um auf den Dachboden zu kommen. Es gab eine Lampe und ein Nachtkästchen mit Süßigkeiten in einer Schale darauf. Das Wohnzimmer war auch Esszimmer. Jedenfalls gab

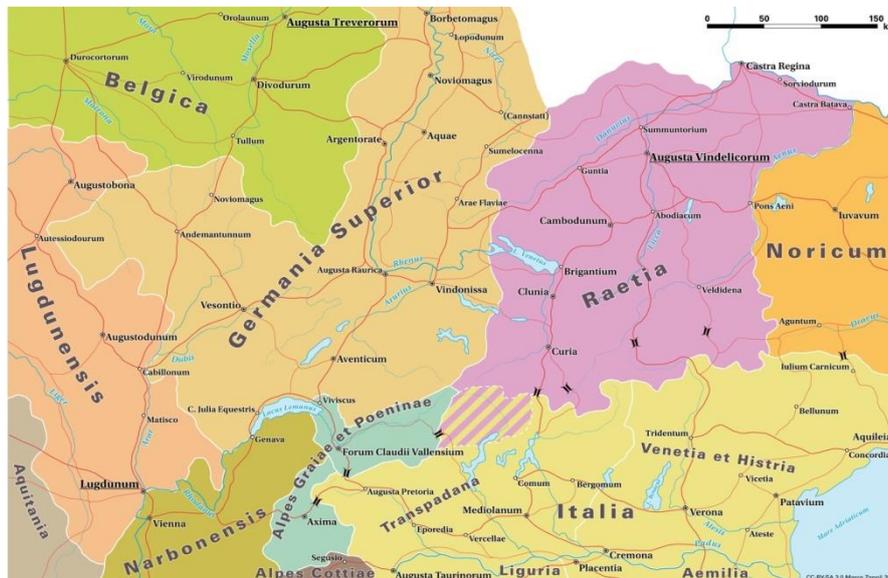
es dort einen Schaukelstuhl aus rundgebogenen Bambusrohren und einem Sitz mit Lehne aus Flechtmatten, in den ich mich nach der Einweisung niederlassen durfte. Dann kam die Frage, ob ich denn nach so einer Reise nicht durstig sei. Sie hätte kaltes Coke. Willstu? Ja gerne. Auf Eis? Ja, gerne. Sie stellte ein kleines Bambustischchen neben meinen Schaukelstuhl und ein großes Glas mit Eiswürfeln und Coca-Cola darauf. Essen gäbe es, wenn Mam zurück ist. Wenn ich gerne läse, wär auch was zu lesen da: Mam hat den Reader's Digest abonniert. Wahrscheinlich habe ich Frau von Naso mit Tante Maria angesprochen als sie um vier Uhr nachmittags bei sich zu Hause ankam. Vielleicht hat sie mich schon in Hohenpeißenberg gesehen - am Kindertisch. Was sagt man dann: „Ja groß bist du geworden! Schön dass du hier bist. Wie gefällt es dir?“ Die Antwort war einfach und entsprach dem Gefühl der Freude, die ich an diesem ersten Ferientag außerhalb des Seminars, seiner Tagesordnung und Rituale empfand. Ich sagte einfach: „Ich freu mich so bei euch zu sein.“

Später kommt auch ihr Bruder Alex nach Hause. Er war bei Freunden und kommt rechtzeitig zu einem Mittagabendessen um fünf Uhr nachmittags. Wenn die Nonnen das wüssten. Es gibt Makkaroni mit einer schmatzigen Hackfleisch-Tomatensauce, Kräutern und fein geriebenem würzigen Käse. Die Nonnen machten manchmal Makkaroni mit Käse überbacken, mit einer Prise Zimt gepudert und gratiniert: Aber nicht am Nachmittag. Alex hat dichte schwarze Haare, kein ovales Gesicht, eher viereckig und zählt die Silben, wenn er spricht. Wenn es zehn sind, ist es genug. Nach dem Essen sind wir beide nochmal rausgegangen, um den Sonnenuntergang zu beobachten. Unterhalb der neu gebauten Wohnhäuser gab es noch ein paar grüne Hügel. Dort setzten wir uns hin. Von dort konnten wir über Schrebergärten und Neubauten zusehen wie das Leuchten der Sonne nachließ je tiefer sie in die langgezogenen Rauchstreifen der Schornsteine Augsburgs eintauchte und sie dabei blutrot färbte. Während dieses Vorgangs kamen Alex und ich uns näher und stellten fest, dass wir eine Gemeinsamkeit hatten. Unser Vater hatte uns verlassen und es war nicht einfach damit zu leben. Alex hieß so wenig von Naso, wie ich Wychgram hieß. Erziehungsberechtigt war die Mutter, die nicht mehr hieß wie der Vater, der getrennt lebte, aber dessen Nachnamen Götz hatte. Das war bei mir noch nicht der Fall, aber Alex Problem hat mich nachdenklich gemacht. Noch hatte meine Mutter denselben Nachnamen wie ich: Huck. Gegen neun ging ich Zähneputzen im Bad und kletterte dann die ausgeklappte Treppe hinauf auf den Dachboden hinauf und legte mich mit Vergnügen in das frische Bett. Was für ein Tag! Ich schlief gut und lang, der Morgen war sonnig. Auf dem Tisch in der Küche stand eine Packung Corn Flakes, Bananen, eine Milchbox und ein Honigspender, Geschirr, Teetassen und Thermoskanne mit Assam Tee.



Es war kurz nach acht, als Alex und ich uns dort trafen um zu frühstücken. Um zehn Uhr sind wir dann

zusammen mit der Tram zur Roten Torwall Straße gefahren, haben diese überquert und gingen über einen Sandweg durch einen Park, der nicht nur das Rote Tor umgibt, sondern Außenanlagen wie ein Amphitheater, eine Brücke und Aquädukt in hohen römischen Bögen. Unter Kaiser Trajan (98–117 n. Chr.) wurde Augusta Vindelicorum zur Hauptstadt der römischen Provinz Raetia erhoben. Diese römische Provinz reichte vom Bodensee (Lacus Brigantinus) bis zum Inn (Aenus) und unterteilte sich seit dem 4. Jahrhundert in Raetia prima (südlicher Teil) mit der Hauptstadt Chur und in Raetia secunda (nördlicher Teil) mit der Hauptstadt Augsburg. Diesem Gründungsdatum zufolge wäre Augsburg nach Trier die zweitälteste Stadt Deutschlands.



Alex wusste solche Zahlen. Er war mit der Schule hier. Heimatkunde. Historisch gesehen war Augsburg in seiner Bedeutung der Stadt München, gegründet 1148, mehr als tausend Jahre voraus. Ja do schaug her! Augsburg ist größer als München? Alex sah das unbefangen: Nicht nur sein Vater war nicht mehr zu Hause, sondern auch der Besitz der Familie wurde nach Kriegsende hinter dem Eisernen Vorhang beschlagnahmt. Deshalb arbeitet seine Mutter bei den Amerikanern in Kriegshaber, einem Stadtteil im Westen Augsburgs, auf der anderen Seite der weit ausladenden Bahnanlagen, die ihn von der Altstadt im Osten trennen. In Kriegshaber und Pfersee sind die Kasernen leben 17.000 Soldaten der US Army wie in ihrer Heimat. Sie bringen ihre Frauen, Kinder und Straßenkreuzer mit, haben ihre eigenen Kauf- und Krankenhäuserhäuser, Post, Telefon und Polizei. Insgesamt lebten also etwa 25-30.000 Amerikaner in einer Stadt, die damals etwa 175.000 Einwohner hatte.

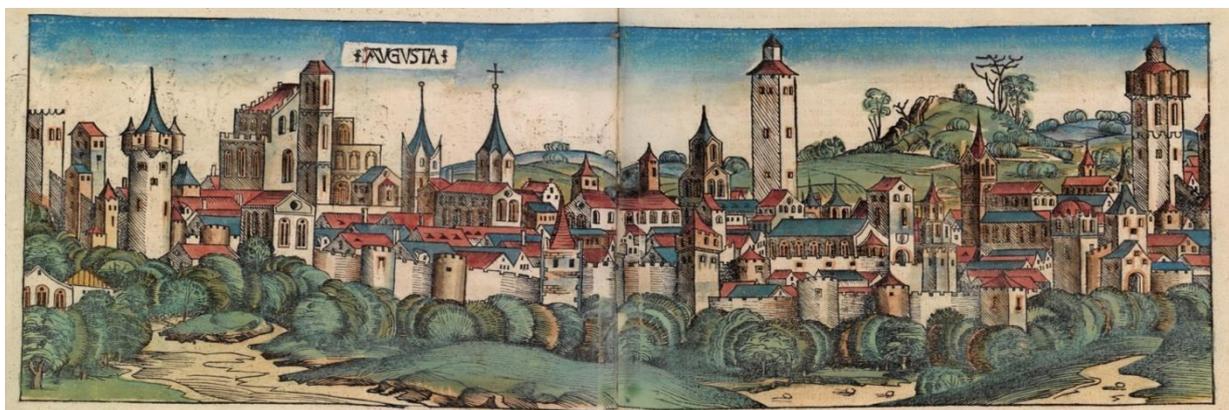
Am Roten Tor, auf dessen mächtigen Steintor sich ein vierstöckiger und viereckiger Turm erhebt, der in einem diskreten Rot bemalt ist, war wegen der Mittagszeit ohnehin wenig Publikum und schon gar keins, das amerikanisch aussah. Wir machen uns auf den Weg über die Kirchstraße zur Basilika St. Ulrich und Afra. Was von außen aussieht wie eine bayerische Barockkirche mit welscher Turmhaube ist eine spätgotische Basilika. Afra von Augsburg († 304) ist eine frühchristliche Märtyrerin im heutigen Bayern. Sie wird in der römisch-katholischen Kirche als Heilige verehrt. Die hl. Afra ist Schutzpatronin von Stadt und Bistum Augsburg. Auch in der evangelischen Kirche gilt sie als denkwürdige Glaubenszeugin. „Es gibt fast keine gesicherten Fakten zum Leben der heiligen Afra. Vieles beruht auf mündlicher Überlieferung und legendarischen Ausschmückungen. Nachdem der Überlieferung zufolge der Vater der hl. Afra, ein zyprischer Klientelkönig, erschlagen worden war, soll sich die Mutter, die später als die heilige Hilaria von Augsburg verehrt wurde, mit der Tochter Afra auf den Weg außer Landes gemacht haben. Von ihrer zyprischen Mutter sei Afra als Dienerin der Göttin Venus bestimmt worden. Afra dürfte über Rom den Weg nach Augsburg gefunden haben. Hier soll sie als Prostituierte gelebt haben. Der Bischof Narzissus soll bei einer Christenverfolgung im Hause Afras Schutz gefunden und sie mit dem Christentum

vertraut gemacht haben. Afra soll sich darauf haben taufen lassen. Als Christin soll sie dem Richter vorgeführt und zum Tod durch Verbrennen verurteilt worden sein. Die Hinrichtung soll auf einer Flussinsel im nahen Lech erfolgt sein. Nach anderer Quelle wurde Afra an einen Baumstamm gebunden und enthauptet.“ Das steht heute in Wikipedia Deutsch über die Heilige Afra und so ähnlich stand es auch in meinem Buch über „Das Leben der Heiligen Gottes“, aber da stand nichts über Prostitution.

Was für ein merkwürdiger Ort, diese Zwiebelturmkirche für die Tochter eines zyprischen Klientelkönigs. Wer aber war der Heilige Ulrich? Auf Wikipedia findet man dazu folgendes. „Ulrich war der Sohn des Gaugrafen Hupald von Dillingen. Er stammte aus dem Adelsgeschlecht der Hupaldinger, den Vorfahren der Grafen von Dillingen. Seine Mutter Dietburga (auch Thietburga) war laut Pupikofer die Tochter Burchards aus dem Haus der Burchardinger. Sein Vater bereitete eine kirchliche Karriere für ihn vor und schickte ihn in die Abtei St. Gallen, wo Ulrich von 900 bis 908 studierte. Nach einem Intermezzo als Kämmerer seines Onkels, des Augsburger Bischofs Adalbero, zog er sich 909 nach dessen Tod auf die elterlichen Güter zurück. Fürsprachen beim König bewirkten, dass ihm 14 Jahre später das durch den Tod des Bischofs Hiltin vakant gewordene Amt des Augsburger Bischofs anvertraut wurde. Am 28. Dezember 923 fand seine Bischofsweihe statt. Er war von 923 bis 973 Bischof von Augsburg. Meriten erwarb er sich durch die wiederholte entschlossene Verteidigung der Stadt Augsburg zu Zeiten der Ungarneinfälle im 10. Jahrhundert.“



Das geschah 200 Jahre bevor München zum ersten Mal urkundlich erwähnt wurde. Das hatten wir bei Pater Ludwig gelernt. In unserem Erdkundebuch war sogar ein Foto des römischen Aquädukts in schwarz und weiß. Es gab auch ein Foto der Maximilianstraße mit dem Herkulesbrunnen in der Mitte. Aber nun in der Wirklichkeit stehen, es zu sehen und sich darin zu bewegen vermittelt ein anderes Daseinsgefühl. Ich empfand Freude dabei, die Pracht, die diese alte Stadt hervor gebracht hat, neugierig zu bestaunen.



Wir verließen St. Ulrich und Afra etwa gegen Mittag. Wir hatten uns vorgenommen über die Maximilianstraße bis zum Dom von Augsburg an der Hohen Straße zu wandern. An dieser Hauptachse der

Altstadt reihen sich die meisten markanten Gebäude und Touristenziele der Stadt. Im Kurheim in Hohenpeißenberg fand ich im Bücherregal, in dem sich auch viele Bücher von Gästen befanden, die sie vergessen oder gelesen und dagelassen hatten, den „Wiederaufbauatlas Bayern“, einen etwa 200 Seiten starken Band, Größe DIN A4 mit schwarz-weiß Aufnahmen von Bombenschäden in den Städten Bayerns. Sie wurden als Dokumentation für die Planung des Wiederaufbaus nach Kriegsende gemacht und zeigten den Zustand der Städte vor dem Krieg und nach dem Krieg. Bisher war ich noch in keiner größeren Stadt, die vom Krieg schwer getroffen wurde, aber nun stand ich in einer von denen.



Maximilianstraße Richtung St. Ulrich und Afra

Hohe Straße Richtung Dom

Als ich mit Alex zum Herkulesbrunnen strebte, dachte wohl keiner von uns an das zerstörte Augsburg. Wir bewunderten die Sehenswürdigkeiten und wussten nicht, ob die, die noch nicht im vollen Glanze neu erstrahlten schon vorher vermodert waren. Wir wollten ganz hoch hinaus, nämlich auf den siebzig Meter hohen Perlachturm. „Im Zweiten Weltkrieg wurde der Perlachturm mit Flakgeschützen bestückt. Bei den nächtlichen Bombenangriffen der britischen Royal Air Force am 25./26. Februar 1944 brannte das komplette obere Turmgeschoss ab, jedoch konnte der Turm nach Sanierungsarbeiten bereits im Jahr 1950 wiedereröffnet werden.“ So abgehoben wie der Ballon unten waren wir nicht, aber unsere Aussicht war ähnlich.



Tübingen, Weilheim, Schongau oder Dillingen wurden im Krieg nur wenig angegriffen, Augsburg jedoch wurde insgesamt mehr als zehnmals bombardiert und war zwei großen Luftangriffen ausgesetzt. Der

schlimmste davon war der vom 25./26. Februar. „Bei diesen Bombardements starben 730 Menschen und 1.335 wurden verletzt. 85.000 Augsburger wurden obdachlos, fast ein Viertel aller Wohnungen war zerstört. Es gab 246 große und mittlere sowie 820 kleine Feuer. Aufgrund zugefrorener Wasserflächen und Hydranten wurde die Brandbekämpfung erschwert, die Temperatur betrug minus 18 Grad Celsius. Fast die Hälfte der Bevölkerung verließ die Stadt.“ So steht es heute in Wikipedia und stand es damals in den Reiseführern, von denen ich mir einen gekauft hatte, obwohl er eine Deutsche Mark kostete, soviel wie ein Paar Wiener mit Semmel und Senf auf dem Augsburger Hauptbahnhof.

Nachdem wir die 258 Stufen von der Aussichtsplattform des Perlachturms hinab gestiegen waren meldete sich bei Alex wie mir ein Gefühl von Hunger, wie er sich um zwei Uhr nachmittags einstellt, wenn man zum Frühstück um halb neun Corn Flakes mit Banane, Joghurt und Milch gegessen hat. Der Magen grummelt hörbar und schreit um Hilfe. Wir einigten uns darauf, nicht weiter bis zum Dom zu laufen und anstatt ein Paar Wiener mit Semmel und Senf am Hauptbahnhof zu essen und zu Fuß zurück nach Göggingen zu laufen, sondern unser restliches Bargeld zu verwenden, um mit der Tram zurück in die Promenadenstraße zu fahren und dort unseren Hunger zu stillen. Wir taten das wohl, aber was wir aßen oder ob wir den Rest des Tages Mensch Ärger Dich Nicht oder Canasta oder sonst was gespielt haben, ist mir nicht mehr erinnerlich. Wahrscheinlich gab es am nächsten Tag wieder Corn Flakes, aber Mittags kam Tante Maria von der Arbeit und sie hat sicher etwas kräftiges gekocht, denn sonst wäre ich mit knurrendem Magen mit der Tram zum Königsplatz gefahren, um mich mit Siegfried Grau zu treffen. Sicherheitshalber habe ich meine samtweiche schwarze Cordhose, meine Ministrantenschuhe und meinen Anorak angezogen, um älter als zwölf Jahre auszusehen. Siegfried hatte schon Flaum unter der Nase, ich noch nicht. Er machte echt was her, als ich ihn am Königsplatz traf: Er trug eine Bomberjacke, enge Hosen und spitze braune Lederschuhe mit Löchern drin. Er wirkte aufgekratzt und geheimnistuerisch. „Komm ich zeig dir was, was du noch nie gesehen hast! Aber um sechs muss ich zu Hause sein.“ „Hast du mal von Elvis Presley gehört?“ „Nein, wer ist das?“ „Ein GI, der in Friedberg stationiert ist“ „GI, was ist das?“ „Ein Ami Soldat und der beste Rock'n Roll Sänger von Augsburg!“ Da ich nur Bahnhof verstand, schwieg und wartete ich. „Komm, wir gehen einfach ein paar Straßen und du wirst es sehen.“ Gehen ist gut, dachte ich, denn es ist kostenlos und lief neben Siegfried her, der zielbewusst eine Rock'n Roll Bar für GI's in den Straßen zwischen Bahnhofsviertel und Königsplatz ansteuerte, um vor einem mehrstöckigen Gebäude aus der Gründerzeit stehen zu bleiben.



Wenn ich an Amerika dachte, sah ich eine Postkarte vor mir, die den Time Square in New York zeigt. Hanne Kannegießer hat sie Herbst 1956 an seinen Freund Onkel Kreppel geschrieben und ich habe sie aufgehoben. Die Gaststätte im Erdgeschoß sah aber aus wie ein bayerisches Wirtshaus mit hohen Fenstern und einer großen Leuchtreklame über der Tür, die für „Hasenbräu“ warb. Keinerlei Hinweis auf Amerika oder Rock'n

Roll. Siegfried sah mich prüfend an. Dann sagte er: „Kopf hoch, Brust raus! Deine Schultern hängen zu schlaff nach vorn!“ und „Kämm deine Haare, spuck in die Hände, schieb deine Tolle nach vorne und dann nach oben.“ Ich tat wie er sagte und er schien zufrieden, grapschte meine Hand und zog mich durch einen Türvorhang in einen Gastraum mit hohen Fenstern, einer Bar und einer Tanzfläche auf der am helllichten Nachmittag Halbstarke beiderlei Geschlechts in engen Hosen auf der Tanzfläche akrobatische Bewegungen zu einer Musik aufführten, die klang, als ob jemand jammert während eine Gitarre göttliche Töne dazu gibt. „Das ist Elvis!“ sagte Siegfried zu mir und „Das ist Rock’n Roll, das ist Amerika! Komm, wir setzen uns an einen Tisch und tun als ob wir über vierzehn Jahre alt sind.“ Die Kellnerin hatte kein Problem mit uns, denn Siegfried bestellte zwei Flaschen Coca Cola und von da an konnten wir sitzen bleiben, solange die nicht leer waren.



Auf der Tanzfläche tummelten sich ein paar Paare und übten Sachen, die wir nicht mal im Turnen taten. Und das mit Musik, Spaß und Körperkontakt. Der Sänger sang herausfordernd, seine Liedzeilen waren kurz und klangen aggressiv, die Tänzer schalteten auf Nahkampf und wirbelten ihre Partner durch die Luft, zogen sie über ihren Rücken, schoben sie durch ihre Beine oder drehten sie in Pirouetten. Manche der Tänzerinnen trugen Petticoat und winzige Unterhosen. Und das an einem Samstagnachmittag in Augsburg vor Seminaristen wie Siegfried und mir? Ich war zu tiefst beeindruckt von der Sünde, die sich vor uns abspielte und der Wucht der Anklage, die ich fühlte, obwohl ich damals nicht wusste, was „Jailhouse Rock“ bedeutet. Wenig später spielte die Juke Box ein anderes Stück: „Love me tender“ (ich hatte keine Ahnung was er sang), aber aus all dem Gehüpfе auf der Tanzfläche wurde plötzlich ein Wange an Wange Tanz, an dem sich die Partner in ihren engen Hosen oder Petticoats aneinander schmiegtен. Ich sah Siegfried fragend an, aber der

machte eine Handbewegung, die sagen sollte, „das ist noch gar nichts“ oder „entspann dich, schlimmer wird's nicht“ und sah dabei gerade aus wie damals, als es um die Größe Augsburgs im Vergleich zu München ging. Irgendwann um fünf Uhr nachmittags verschwand die Sonne über den Häusern auf der anderen Seite der Straße und die Tanzfläche glühte nicht mehr unter den Bewegungen der Paare, die sich auf ihr räkelnd von der Schwerkraft befreiten. Es war Zeit zurück zum Königsplatz zu gehen. Dort teilte mir Siegfried mit, dass er seine Eltern überzeugt hat, das er in Zukunft an einem Augsburger Gymnasium besser aufgehoben sei als in Dillingen und wir uns deshalb in St. Ottilien nicht wieder sehen würden, aber, wann immer ich auch nach Augsburg käme, nicht zögern sollte, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Ich bedauerte, dass wir uns erst jetzt näher gekommen sind und in der Trambahn, die mich zurück nach Göggingen brachte, hatte ich Zeit, über das Geschehene nachzudenken.

Ich war jetzt zwölf Jahre alte und hatte einen kurzen Einblick in die Welt, in der sich meine älteren Brüder bereits bewegten und die meine Zukunft begleiten würde. Siegfried hatte mir erzählt, dass er sich darauf freut mit achtzehn Jahren gemustert und dann für wehrtauglich erklärt zu werden. Er hoffte, so wie er bisher Priester und Missionar werden wollte, auf eine Ausbildung nach dem Abitur bei der Bundeswehr zum Offizier. Sein Vater arbeitete bei den Amerikanern in der Sheridan Kaserne im Augsburger Stadtteil Pfersee und unterstützte den Sinneswandel seines Sohnes. Ich hab Siegfried damals nicht gefragt, wie er das mit dem fünften Gebot vereinbaren kann. Er konnte das, aber nicht ich. Die Zehn Gebote waren für mich der Limes der christlichen Zivilisation. Sie waren das Vermächtnis Abrahams auf denen die Bergpredigt Jesus aufbaut. Mir wurde klar, dass ich, falls ich das Missionsseminar verlassen würde, ein Problem hätte, das mich ab dem 4. April 1965 einholen würde und „Musterung auf Wehrtauglichkeit“ hieß.

Zurück in der Promenadenstrasse in Göggingen, bei Tante Maria, Karin und Alex, konnte ich mich von meinen düsteren Zukunftsahnungen lösen. Es gab Brot und Spiele. Alex hatte zwei Eintrittskarten besorgt für ein Fußballspiel seines Lieblingsvereins Schwaben Augsburg, der damals um seinen Wiederaufstieg aus der II. Division in die Oberliga Süd kämpfte. Am Sonntag um 15 Uhr machten wir uns auf den Weg zum Rosenaustadion. Es war nicht weit entfernt und wir konnten zu Fuß dorthin gehen.



Das Rosenaustadion war im Vergleich zum Bolzplatz des TSV Hohenpeißenberg, damals im Ortsteil Hetten, überwältigend. Ich weiß nicht mehr gegen wen Schwaben Augsburg spielte, aber dass die Schwaben in der zweiten Halbzeit den Ausgleich und wenig später das Siegtor erzielten und die Zuschauer, die das Stadion zur Hälfte füllten, vor Freude johlten und das Stadion glücklich verließen. Auch Alex freute sich, aber ich hatte indifferente Gefühle. Das lag nicht an den Warnungen meiner Mutter, die Fußball für einen Proletarier Sport mit hohem Gewaltpotenzial hielt, auch nicht an meinen eigenen wenig erbaulichen Erfahrungen auf dem Platz, sondern an der absurden Ausrichtung, Durchführung und Dauer des Spieles. Andererseits erkannte ich

die Bedeutung der Veranstaltung für die Menschen am Sonntagnachmittag. Sie freuten sich, jubelten und verzweifelten je nach Spielergebnis und waren bereit auch nach einer Niederlage am folgenden Wochenende wieder in den Rängen zu stehen. Das hatte fast religiösen Charakter bis hin zur Inbrunst. Auch Götz freute sich über das Ergebnis und tat das noch am Montag, während ich meinen kleinen Pappkoffer packte, um mit der Tram nach Haunstetten zu fahren, wo Hannelore Harms auf mich wartete, um mit ihrem Chef von der Sparkasse am Lech entlang Richtung Hohenpeißenberg zu fahren. Es war ein prachtvoller, sonniger Sommertag, als ich auf dem Beifahrersitz des schwarzen Mercedes 190 neben dem Sparkassendirektor saß und wir mit Hannelore und ihren endlos himmelblauen Augen auf dem Rücksitz um 11 Uhr vormittags losfuhren.



Nach einer Stunde erreichten wir Landsberg am Lech. Der Sparkassendirektor war hungrig. Es war Mittagszeit als er mit seinem schönen Auto auf dem großen, völlig unzerstörten Hauptplatz in Landsberg am Lech eintraf, es vor dem Gasthaus zum Goldenen Stern parkte und uns zum Mittagessen einlud. Hannelores Augen blitzten als sie nach meiner Hand griff und sagte: „Komm mit Putzel, jetzt gibt's Mittagessen!“ Ich war hungrig wie ein Löwe und gespannt auf das Essen. Der Sparkassendirektor enttäuschte mich nicht. Er bestellte Hirschgoulasch mit Knödel und Blaukraut für alle, Burgunder für Hannelore und sich selbst sowie eine Flasche Überkinger für mich. Es war köstlich und ich fühlte mich wohl, zuversichtlich und geborgen. Meine Rückkehr zum Hohenpeißenberg war wie eine Triumphfahrt: Nach zwei Jahren an der Donau war ich wieder im Ammertal gegenüber der Zugspitze und das für sieben Wochen. Hurra, Hurra, Hurra!

Als wir nach der ersten Kurve der Bergstraße das Kurheim oben am Hang erblickten, war die Freude groß. Das Haus reckte sich mit seinen vier Dachgauben und dem spitzen Giebel über dem Balkon in den blauen Himmel. Daneben erhoben sich hohe dunkelgrüne Tannen und dahinter der grasgrüne Hang der Heilstätt bis zum Blick auf den Kirchturm auf dem Gipfel des Hohenpeißenberg. Zwei Sonnenschirme standen auf der Terrasse, zwei Tische mit Stühlen und unter dem Balkon des Eingangs war die lange Tafel an der breiten Bank am Holz der Balkonwand, mit Tischtüchern bedeckt und frisch aufgedeckt für den Nachmittagskaffee mit Kuchen und frischer Sahne vom Lenzenbauer. Wir fuhren über die Zufahrt am Bach entlang, durch die Furt über den Bach auf die steile Anfahrt am Berghang zum Parkplatz hinter dem Haus, wo sich inzwischen die halbe Familie zur Begrüßung versammelt hat. Unter lautem Hallo, Umarmungen, Küssen gingen wir dann

alle auf die Terrasse. Dort nahmen die Erwachsenen meine Mutter, Onkel Kreppel, Hannelore, der Sparkassendirektor und meine Oma an der Kaffeetafel Platz.

Wir Brüder saßen mit Abstand an einem Tisch unter dem anderen Sonnenschirm und hatten uns genug zu erzählen. Fritzti hatte sein erstes Jahr an der Oberrealschule mit Gymnasium in Weilheim mit gutem Zeugnis abgeschlossen und fühlt sich wohl in Weilheim und mit Freunden aus der Volksschulzeit in Hohenpeißenberg. Wölfi war ein Jahr in Garmisch an einer Holzschnitzschule, hat bei Onkel Hayo in Murnau am Maria-Antonienweg gewohnt und ist jeden Tag mit Zug nach Garmisch und zurück gefahren. Jörg hat seine Musterung hinter sich und überlegt, ob er sich für vier Jahre bei der Luftwaffe verpflichten soll. Das hätte Vorteile, allerdings ist Englisch Voraussetzung. Klaus geht weiter zur Volksschule, aber spielt inzwischen Flöte und dient als Ministrant.



Natürlich gab es auch Schlagsahne zum Kuchen, aber erst wenn er auf dem Teller lag, dann gab's einen Schlag davon, aber nicht mehr. Der Kaffee für die Kinder hieß Karo, war koffeinfrei und aus Pulver. Aber die Sahne, die war vom Lenzenbauer, frisch vom Milchfass abgeschöpft, bevor er das mit anderen Milchfässern an der Bergstraße zur Abholung bereitstellt. Er verkaufte neben Sahne auch Milch an eine auserwählte Kundschaft, die nachmittags ab fünf mit ihren Milchkanen in der Küche wartete, bis die Lenzenbäuerin ihre Henkelkanen befüllt zurückgab, 50 Pfening pro Liter berechnet und kassiert hat. Die Kopftuchfrauen, meist aus den nahe gelegenen Häusern der Kolonie, hatten sich viel zu erzählen, zum Lachen oder empören und Schmähe auszutauschen. Zu den Freunden meiner Brüder Fritzti und Wölfi gehörten auch Sepp und Emmi, die beiden Söhne vom Lenzenbauer. Sie spielten oft Schafkopf zusammen, gingen ins Kino oder in die Kegelbahn im Gasthof in der Klausenstraße an der Hauptstraße Richtung Peiting.

Aber für die Ferien hatten sich meine nächstälteren Brüder was Besonderes einfallen lassen: Eine Radtour nach Passau an der Donau und dann mit dem Schiff nach Wien und von dort per Rad nach Ladendorf um Onkel Max, Tante Podone, Mäxi, Sigismund und Marie Antoinette zu besuchen. Da fiel mir auf, dass ich im Internat zwar leidlich Schlittschuhlaufen und Bockspringen oder Reckturnen gelernt hatte, aber nicht Fahrrad fahren. Ich beschloss das zu ändern, was nicht einfach war, weil Wölfi und Fritzti auf zwei Rädern für Wochen verschwanden nur ein Rad übrig blieb, um mein Vorhaben zu realisieren: Der Einkaufsholländer meiner Mutter. Wenige Tage nach der Abfahrt von Wölfi und Fritzti nutzte ich die Mittagsruhe, um mich dem Fahrrad meiner Mutter anzunähern. Ich war damals 168 cm groß und das Fahrrad schwer und unhandlich, ganz was anderes als der Tretroller mit dem ich in Maisach Ausflüge machte.

Irgendwann funktionierte es jedoch und ich konnte stehend an den Lenker geklammert mehrere Meter geradeaus fahren, bremsen und nach einiger Zeit auch Kurven drehen. Das war eine Überraschung, die mich antrieb möglichst täglich diese Fähigkeit während der Mittagsruhe so zu erweitern, dass ich die holprige Zufahrt hinab bis zur Bergstraße ohne treten zu müssen aufrecht hinabrollen konnte. Es gelang mir die Schraube für die Sitzverstellung zu lösen, den Sitz nach unten zu verschieben und sitzend die Balance zu

halten. Nachdem ich meine Teststrecke mehrfach bergab gefahren bin, begannen meine Versuch bergauf zu radeln, was damals nicht einfach war, denn es gab nur einen Gang und stehend mit einem schweren Rad mit einem Ochsenhornlenker bergauf zu fahren ist anstrengend und nicht viel schneller als es zu schieben. Es dauerte nicht lange bis meine Mutter mich dabei erwischte, wie ich ihr Rad die Zufahrt zum Haus hochschob und mich zur Rede stellte. Sie hatte Verständnis für meine Situation, aber war sehr besorgt darüber, dass ich stürzen und ich wie Rad zu Schaden kommen könnte.



Zwei Tage später hatte sie eine ihrer glänzenden Ideen: Sie schlug vor, nach Maisach zu den Ackermanns fahren, da seien die Söhne über die Ferien außer Haus und ich könnte zehn Tage dort bleiben und auf einem Rad der Kinder auf der ruhigen Allee Richtung Überacker auf flachem Land trainieren. Auch für Transport hatte sie schon vorgesorgt: Frau Moch, Apothekerin aus Donauwörth und eine Freundin von Frau Eberhard, der Pastorenwitwe, die mit ihren Kindern in der kleinen Wohnung an der evangelischen Kirche zu Besuch war, aber in unserem Haus übernachteten, würde in wenigen Tagen mit ihrem Fiat Jagst zurück nach Donauwörth fahren. Sie würde mich dann in Maisach absetzen.



Es wurde eine fröhliche Fahrt mit Trudel Moch und ihrer Freundin Gretl in einem lustigen Auto, das eine Extratür für den Rücksitz hatte. Die beiden wurden nach Ankunft von Frau Ackermann zum Tee gebeten und

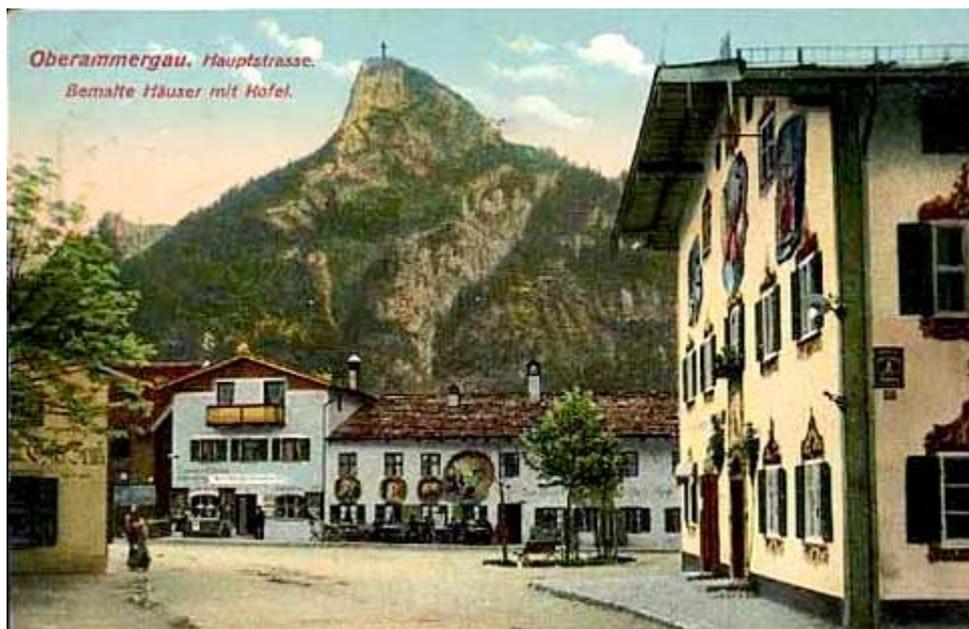
ich musste artig dabei sitzen und sprach nur, wenn ich angesprochen wurde. Das geschah erst nach Abreise meiner Reisebegleiter, als mich Frau Ackermann mit nach oben nahm und mir ein kleines Mansardenzimmer, in dem ein Bett stand und ein Fenster, das sich öffnen ließ. Sie meinte, dass ich mich ja schon auskenne und sich seit meinem letzten Aufenthalt nichts verändert hätte, auch nicht die Essenzeiten, die sich immer noch nach den Praxis- und Visitenzeiten ihres Mannes richteten. Außerdem wäre es hilfreich, wenn ich den Hund der Familie, einen großen schwarzen Neufundländer, der Arri gerufen wurde, von fünf bis sechs Uhr an der Leine ausführen könnte. Es gäbe einen Weg an einem Kanal entlang, in dem Arri gerne schwimmen geht. Dazu könne ich ihn von der Leine lassen, um ihn danach wieder hurtig anzuketten. Andere Menschen mit Hunden sollte ich tunlichst aus dem Weg gehen. Sie erkundigte sich auch nach meinen Fortschritten im Schwimmen und als ich ihr von meinem Donauausflug erzählte, klatschte sie in die Hände, rief „Bravo, Bravo!“ und meinte, dann müsse sie sich ja jetzt nicht mehr sorgen, dass ich in ihrem Pool ertrinke. Das war das erste Mal seit Tübingen, dass jemand besorgt war, dass ich ertrinken könnte. Damals war es Tante Traudi, die, nachdem ein Volksschüler von einem Steg in den Neckar gefallen war und ertrank, mir verbot unbegleitet am Neckar zu spielen. Damals war ich sechs und konnte kaum schwimmen und jetzt bin ich zwölf und kann sogar Fahrradfahren. Das sagte ich auch Frau Ackermann mit stolzer Miene. Sie hat das von meiner Mutter gehört und sagte, es wäre auch ein Fahrrad in der Kammer neben der Garage. Ihr zweiter Sohn hatte sich ein neues gekauft, aber das alte wäre noch in gutem Zustand und hätte eine Fichtel&Sachs Dreigang-Nabenschaltung. Sie gab mir einen Fahrradschlüssel und nannte das Fabrikat: ein rotes Miele Fahrrad. Der Sohn hat sich ein Rennrad gekauft und zugestimmt, dass ich sein altes Rad während meines Aufenthaltes benutze.



Es war mühsam, dieses Herren-Fahrrad zu besteigen, aber auch schwierig wieder aus dem Sattel zu kommen, wenn die eigene Schritthöhe noch unterhalb des Rahmens liegt. Ich bin nie gestürzt, aber beim Absteigen ist mir oft das Rad entglitten und zu Boden gefallen. Gelegentlich klemmte danach ein Schutzblech oder es klapperte unter der Kettenhülle. Ich hab es gleich am ersten Tag nach dem Essen auf der Allee Richtung Überacker ausprobiert und war überglücklich. Ich konnte zwar nicht so schnell fahren, wie die Bergstraße bergab, aber auf flacher Strecke war es wesentlich schneller als Muttis Holländer. Das konnte ich

nun jeden Tag genießen und traute mich einige Tagen später sogar über den Fliegerhorst hinaus bis nach Fürstenfeldbruck. Dort gab es auch Ampeln und die waren gewöhnungsbedürftig. Das dauernde Auf- und Absteigen an jeder Kreuzung war anstrengend und darauf hatte ich keine Lust und fuhr künftig über Überacker bis nach Ensbach und Richtung Sulzemoos zur Autobahn München Stuttgart, die ich von meiner Reise nach Tübingen kannte. Auf dem Rückweg hat man auf der Höhe nahe Überacker eine famose Aussicht auf die Landeshauptstadt München. Es war ein klarer sonniger Nachmittag und in vierzig Kilometern Entfernung glaubte ich die Türme der Frauenkirche zu sehen und war gespannt darauf, sie in Originalgröße zu erleben.

Aber in diesen Sommerferien sollte es nicht dazu kommen, sondern der verlief wie die Sommer vorher: Die „von Naso“ belegten für einige Wochen mehrere Zimmer und kamen mit zwei Autos. Eines davon gehörte Onkel Dieter, einem hochgewachsenen schlanken Mann mit sanfter Stimme und einem Herz für Kinder. Gelegentlich packte er alle Kinder, die er im Haus finden konnte, in seinen goldbraunen Volkswagen mit Bonner Kennzeichen und fuhr mit ihnen auf Voralpentour. Die kleinsten saßen in der Kofferraumkuhle hinter der Rücklehne, drei auf der Rückbank und eins auf dem Beifahrersitz. Meine Mutter war froh, dass wir weg waren und Onkel Dieter war froh die Sehenswürdigkeiten des Pfaffenwinkels und des Oberlands mit einer Kinderschar zu besuchen. Einmal hat er uns nach Oberammergau mitgenommen. Wir badeten vorher in einem See. Onkel Dieter hatte uns zur Belohnung zum Eis essen in eine Eisdiele eingeladen und als wir dort an unseren Eisbechern naschten, zog sich draußen der Himmel zu und eines der heftigen Gewitter, wie sie in den Bergen vorkommen entlud sich genau über der Ortschaft. Die Straße vor der Eisdiele waren bereits wadentief überflutet, als wir zum Auto eilten und losfuhren.



Da wir alle nass geworden waren beschlugen nicht nur die Scheiben des Volkswagen recht schnell, sondern auch die Brille von Onkel Dieter. Das Wasser stand auch knöchelhoch auf der Straße über Unterammergau nach Saulgrub. Es war später Nachmittag, aber so Dunkel wie kurz nach Sonnenuntergang. Als Onkel Dieter merkte, dass wir uns fürchten begann er zu singen und forderte uns auf mit zu singen.

Das Lied vom vollen Wagen

Hab mein Wage vollgeladen,
voll mit alten Weibsen.
Als wir in die Stadt rein kamen,
fingen sie an zu keifen.
Drum lad ich all mein Lebetage

keine alte Weibsen auf mein Wagen.
Hü, Schimmel, hü. hü, Schimmel, hü!

Hab mein Wagen vollgeladen,
voll mit alten Männern.
Als wir in die Stadt rein kamen,
murrten sie und schalten.
Drum lad ich all mein Lebetage
nie alte Männer auf mein Wagen.
Hü, Schimmel, hü!

Hab mein Wagen vollgeladen,
voll mit jungen Mädchen.
Als wir zu dem Tor 'nein kamen,
sangen sie durchs Städtchen.
Drum lad ich all mein Lebetage
nur junge Mädchen auf mein Wagen.
Zieh, Schimmel, zieh!

Von Saulgrub bis Rottenbuch konnte ich Text und Melodie auswendig, ab Rottenbuch sang auch mein jüngerer Bruder Klaus mit, die Straßen waren frei, die Scheiben wieder durchsichtig und das Klopfen des Regens auf dem Blech hörte auf. Als wir dann am Berg ankamen war jede Trübsal wie weggeblasen, niemand jammerte, der Himmel klarte auf und von der Terrasse des Gästehauses Dr. Wychgram, wie das Kurheim inzwischen hieß, bestaunten Gäste wie Einheimische mit großen Augen einen Regenbogen, der jenseits der Ammer von der Wieskirche bis nach Oberammergau vor dem Hintergrund der noch immer düsteren Alpen in den schönsten Farben leuchtete. Als er verblasste versammelten sich alle in gelöster Stimmung im Esszimmer zum Abendessen.



Onkel Dieter nutzte die Gelegenheit, um nochmal das Lied vom vollgeladenen Wagen vorzutragen und Erwachsene wie Kinder zum Mitsingen aufzufordern. Das fand dann unter Gelächter und Händeklatschen

statt. Unter den Gästen war auch ein hübsches großes Mädchen mit dunklen langen Haaren. Sie hieß Sylvia und war die Tochter von Bodo und Agnes von Naso. Sie kamen aus Bad Godesberg am Rhein bei Bonn. BN stand auf dem Kennzeichen des Ford Taunus 15 M, mit dem sie angereist waren.

Zum Abendessen versammelte sich die Familie von Naso an einem der zwei Achtertische im Esszimmer. Bodo, der Älteste, präsierte am Tische, Agnes saß auf dem Stuhl zur seiner Linken, Dieter gegenüber ihr auf der Sitzbank, die vom Geschirrschrank (siehe Foto) an der Wand entlang bis zum Aufzugschacht auf der gegenüberliegenden Seite reicht. Auf dem Stuhl neben Agnes saß Sylvia, gegenüber von Sylvia saß ich auf der Bank. Neben Sylvia saß meine Mutter auf einem Stuhl und Onkel Kreppel saß ihr gegenüber mit Klaus auf der Bank neben Oma, die am andren Ende des Tisches gegenüber von Onkel Bodo präsierte. Vielleicht erinnerte sie der Bonner Diplomat an Zeiten, die lange zurück lagen, denn sie genoss die Gesellschaft und die Zeremonien der Bürgerlichkeit. Sie achtete auf die richtige Lage des Bestecks und darauf, dass jeder Gast saubere Servietten und eine Serviettentasche hatte, an der ein kleines Steckfach aus transparentem Plastik angenäht war, in den eine Namenskarte eingeschoben wurde, denn die Serviettentaschen dienten auch zur Sitzverteilung. Auch die versuchte Oma unter Kontrolle zu behalten und sie setzte sich erst, wenn alle anderen sich an dem von ihr zugewiesenen Platz gesetzt hatten. Wenn sie dann entdeckte, dass kein Buttermesser neben der Butterschale lag konnte sie mürrisch werden und einen Tadel aussprechen. Dazu genügte ein einziger Satz: „Da fehlt ein Buttermesser!“ Dann wussten wir, dass sie aufrecht und bewegungslos bleiben würde, bis jemand ein Buttermesser neben die Butterdose gelegt hat.

Die Wände hinter der umlaufenden Bank waren von Holzpaneelen bis zur Hälfte der Raumhöhe bedeckt. Sie waren bemalt worden und jemand, möglicherweise ein Kurgast, hat auf jedes Paneel mit Ölfarben und leichter Hand Bilder von zehn einheimischen Blumen im Stil der oberbayerischen Bauernmalerei gepinselt. Auch auf den Türen der Geschirrschränke findet man ornamentale Spuren des Künstlers. Der Raum ist etwa drei Meter hoch, hat drei weißlackierte, viersprossige Doppelfenster mit Außenläden in bayrisch grün und werden nach innen von Vorhängen im Stil der fünfziger Jahre umrahmt. Zwei der Fenster gehen nach Süden und man kann die Bergketten der Alpen sehen. Durch das dritte geht der Blick Richtung Westen auf den Waldrand zum Bach hin und auf die Gipfel der hohen Tannen im Wald am Kirchweg.



Auf der Nordseite des Speiseraumes führt eine Doppeltür aus dunklem Holz in das rote Zimmer, das so heißt, weil die Gestelle einer dreisitzigen Bank und von sechs Stühlen wie auch die Deckenbalken mit tomatenroter Ölfarbe bemalt sind. Die Sitzflächen sind aus hellem Strohgeflecht. Das Rote Zimmer dient manchmal als zusätzlicher Bewirtungsraum, wird aber auch gerne zum Spielen genutzt, was meist nach dem Ende des Abendessens zu erwarten ist. Dort stand auch eine fliederfarben bemalte Kommode mit Spielsachen. Es gab

eine große Auswahl von Spielen für alle Altersklassen: Brettspiele, Kartenspiele, Würfelspiele und Mikado. Mensch ärgere dich nicht war gut für vier Spieler, aber auch Schwarzer Peter, Tarock, Canasta oder Rommé. Im Roten Zimmer wurde besonders gerne Poch gespielt. Poch ist ein Glücksspiel für drei bis sechs Personen. Es ist ein sehr altes Kartenspiel, das bereits im Jahre 1441 in Straßburg erwähnt wurde. Pochen gilt als einer der Vorläufer des Pokerspiels, das sich im 19. Jahrhundert in Amerika entwickelte. Man spielt mit einem Paket von 32 oder 52 Blatt französischer Spielkarten, manchmal auch deutschen Spielkarten; außerdem benötigt man ein sogenanntes Pochbrett, welches die Einsätze für Ass, König, Dame, Bube, Zehn, Mariage, Sequenz und Poch aufnimmt. Näheres ist in Wikipedia zu finden.



Das Rote Zimmer ist ein Zimmer in den Farben der dänischen Flagge. Eine hing auch in Miniatur auf dem Sekretär in Omas Wohnzimmer an einem ebenso kleinen Flaggenmast: weißes Kreuz auf rotem Grunde. Sie hat den Raum eingerichtet, als sie mit Opa das Kurheim 1936 übernommen hatte und dort saß sie jetzt noch gerne mit ihrer Tochter auf der roten Bank zum Nachmittagstee, las Zeitung oder Zeitschriften und unterhielt sich mit ihr, oft auch in Dänisch. Dabei rauchten beide filterlose Zigaretten aus Orienttabak der Marke Senoussi von Reemtsma, wobei Oma eine besondere Technik hatte den Rauch in Kringeln auszublasen, die im Licht der Abendsonne lange im Raumen stehen blieben, bevor sie zerfielen. Sie hatte nicht die Absicht, mir ihre Kunstfertigkeit vorzuführen, sondern beobachtete den Zerfall der Rauchkringel mit einem nachdenklichen und melancholischen Ausdruck, als ob sie Kontakt mit den Geistern der Vergangenheit aufnahm. Sie war inzwischen siebenundsiebzig Jahre alt, nicht mehr so rüstig wie früher und verließ das Haus selten. Etwa, um am Sonntag am Gottesdienst in der kleinen evangelischen Kirche im Dorf teil zu nehmen. Das tat sie, nachdem nun auch Jörg nur noch wenig da war, meist alleine. Aber alle paar Wochen kam Onkel Hayo mit Tante Traudi und den beiden Enkelinnen Renate und Sibylle am Wochenende zum Kaffeetrinken nach Hohenpeißenberg. Dann nahmen sie Oma für ein paar Wochen mit nach Murnau oder ließen Renate und Sibylle bei ihrer Tante und Oma am Berg, worüber sich alle freuten: Oma, meine Mutter ihre Kinder, die Kusinen und ihre Eltern.

Heute Abend blieb sie bei den Erwachsenen am von Naso Tisch im Esszimmer und niemand kam ins Rote Zimmer um Poch zu spielen. Sie versammelten sich später auf der Terrasse an dem Tisch mit der Bank mit Bergblick und Kerzen in Gläsern auf dem Tisch. Als Klaus und ich im ehemaligen Laboratorium mit den Stockbetten zu Bett gingen, blieben drei der vier Stockbetten leer, weil vor Wochen auch Jörg abgereist war.

Von den fröhlichen Erwachsenen, die auf der Terrasse die vom Wein beschwingt bis spät in die Nacht feierten, hörten wir bald nichts mehr, weil wir wie die Murmeltiere schliefen.

Inzwischen sind die Radler Wölfi und Fritzi sonnengebräunt und muskulös aus Niederösterreich zurückgekehrt, die von Naso und andere Gäste abgereist, die Saison geht zu Ende und in zehn Tagen würde ich mit meinem Pappkoffer in der Hand zum Bahnhof gehen, um nach St. Ottilien zu fahren und die Schule fortzusetzen.

Jörg kam mit einem Moped angefahren und als er zu seinem Standort zurückkehrte ließ er das Rad am Berg. Jörg's Rad hatte Gangschaltung und wurde von Fritzi übernommen. Ich durfte dafür seine ein Gang Höllenmaschine benutzen. Auf dem ersten Ausflug mit drei Rädern, die Bergstraße war damals nur bis zum Schnaderbeck asphaltiert, fuhren wir über Stock und Stein. Mit seiner sperrigen Rücktrittbremse, einer von der Hitze aufgeweichten Handdruckbremse am rüttelndem Lenker und seinem harten Ledersattel benahm sich das Rad wie ein wildes Pferd. Sobald der geteerte Abschnitt der Straße begann, änderte sich auch das Verhalten des Rades. Das Rad hatte auch keinen Tacho, aber etwa 15 km pro Stunde waren eine gute Durchschnittsgeschwindigkeit. Wir radelten gegen Westen die Hauptstraße entlang Richtung Hetten, bogen vorher auf die neue Ortsumgehung von Hetten Richtung Peiting. Nun kamen die ersten Hügel, Rad wie Radler ächzten, aber dann ging es ja wieder bergab, bis zu einer Stelle zwischen Hohenbrand und Hausen. Von hier führt die Seestraße durch Wiesen und Felder bis nach Peiting Ost und von dort weiter nach Peiting West in die Badstraße.



Dort befand sich damals das Moorbad Peiting. Das Hauptgebäude bestand aus einem langgezogenen Barackenbau mit Umkleidekabinen sowie zentralen Kassen- und Zugangskontrolleinrichtungen. Das Wasser, das aus dem nahe gelegenen Bach in das Schwimmbad geleitet wurde, kam aus den Mooren um den Hohenpeißenberg und war deshalb nicht glasklar, sondern leicht bräunlich. Was die Besucher nicht kümmerte, da dem Moor auch heilsame Wirkung nachgesagt wurde. Das Bad hieß auch Volksbad, so wie Grundschulen auch Volksschulen hießen. Das Moorbad Peitung war im Wortsinn ein Volksbad, weil dort das bunte Volk der Bergarbeiter, die aus vielen unterschiedlichen Regionen kamen, um in Peiting untertage zu malochen, hier Samstags Nachmittag auf die jungen Einheimischen traf, um zu sehen und gesehen zu werden. Auf den Liegewiesen, die die großen Schwimmbecken umgaben, wurden Muskeln gezeigt und Balztänze aufgeführt, während die Mädels sich wohligh auf ihren Handtüchern räkelten und die Jungs herbei riefen, um ihnen den Rücken mit Sonnencreme einzureiben. Manche sogar im Bikini. Meine Brüder waren bereits gute Schwimmer und standen am fünf Meter hohen Sprungturm des Hauptbeckens an, um ihre

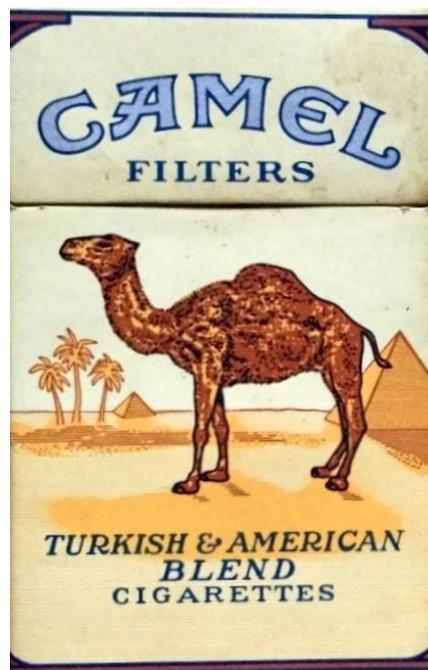
Springkünste zu zeigen. Sie warteten auf ihre Chance zum Rückeneincremen, während ich dem Getümmel auswich und im fast ungenutzten Becken für Nichtschwimmer das Tauchen mit einer Brille trainierte, die Fritzi mitgebracht hatte. Ich hatte großes Vergnügen daran, mit aufgesetzter Brille und angehaltenem Atem auf dem Beckenboden zu liegen und von unten durch das Wasser wie durch ein Prisma den sonnigen Himmel in den Farben des Regenbogens zu beobachten.



Am Kiosk gab es Eis. Vor dem Schalter mussten wir lange anstehen. Jungs wie Mädels, alle durcheinander drängelten sich und es dauerte bis jeder bekam, was er wollte. Das Schwimmbad war vollbesetzt. Bald wurde es auch mit dem Handtuch auf den Liegewiesen eng, Plätze im Schatten alle belegt. Eine große Uhr über dem Kiosk zeigte 15 an, ein runder Thermometer aus Messing zeigte +28. Im Schatten. Auf den Wiesen gut über 30 Grad. Am Kiosk sah ich eine neue Zeitschrift, die aber teuer war: eine Mark fünfzig Pfennige. Wölfi half mir aus und mit Eis und der Zeitschrift „**Hobby**“ gingen wir zurück zu unseren Handtüchern, die Fritzi für uns freigehalten hat. Er machte sich nun auf den Weg Richtung Umziehkabinen, Toiletten und Kiosk. Ich setzte mich mit den Rücken zu Sonne auf die Wiese, legte mein Badetuch über Kopf und Rücken und lutschte an einem Langnese Eis namens HAPPEN, ein Himbeere, Vanille, Schoko Eis zwischen zwei Waffeln.



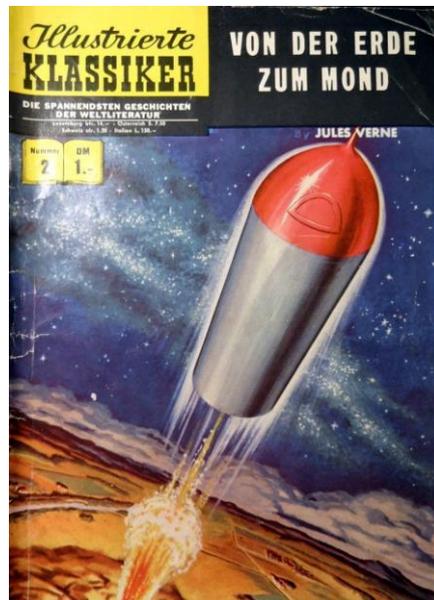
Dann wischte ich meine Finger säuberlich an meinem Taschentuch ab und nahm das Heft mit den Fernsehagen aus dem Weltraum in meine Hände und klappte es erst wieder zu, als Fritzi von seinem langen Ausflug zurückkam. Er hielt eine Zigarette zwischen seinen Fingern, stand da in seiner Badehose und hielt eine Schachtel in der Hand, auf der ein Kamel vor einer Palme und zwei Pyramiden in der Wüste auf einen Reiter wartet. Darüber steht: **CAMEL FILTERS**. Ammizigaretten im Schwimmbad von Peiting. Ja, da war ein Ammi am Kiosk und hatte kein deutsches Kleingeld dabei, er brauchte eine DM und hat ihm dafür die Schachtel Camel gegeben. Camels haben nur die Ammis, die gab es nicht auf dem deutschen Markt. Da ist dein **Hobby** aber teurer! Fritzi grapschte sich mein **Hobby**, blätterte kurz durch, grinste und meinte, das sei wohl eher was für Techniker am Feierabend.



Es sei auch viel zu heiß zum Lesen und außerdem musste er sich erst mal einölen, was er dann auch mit Bewegungen tat, die ihm Gelegenheit boten seine Bizepse rollen zu lassen. Dann setzte er sich auf sein Handtuch neben Wölfi und beide sahen Camel rauchend zu wie die Mädchen Sonnenmilch auf der nackten Haut ihrer Arme, Beine und Schultern verteilten und einmassierten. Dabei lächelten sie sich zu und blickten kichernd und mit neckischen Wimpernschlägen in Richtung meiner Brüder.

Die Zeitschrift **Hobby** wird in Wikipedia so beschrieben: „Wesentlicher Teil waren die Artikel über die neuesten Errungenschaften der damaligen Technik, mit ihren mutigen, aus heutiger Sicht fast skurrilen Zukunftsvisionen, die in einem zukunftsgläubigen und technikverliebten Stil geschrieben wurden. Auch die ersten Entwicklungen im Bereich der Homecomputer wurden von der Zeitschrift begleitet.“ Das heißt, sie wurde nicht ernst genommen. Musste man ja auch nicht, obwohl „Fernsehagen im Weltraum“ damals gar nicht so skurril waren. Marsautos vielleicht, aber einen Monat nachdem die UdSSR einen Satelliten mit einem Funksender, der 21 Tage aktiv war und ein Kurzwellensignal (20,005 MHz und 40,003 MHz) ausstrahlte, hatte sie einen weiteren mit einer Interkontinentalrakete in die Umlaufbahn geschossen. „Der zweite von Menschen gebaute Körper in einer Erdumlaufbahn war Sputnik 2, der am 3. November 1957 gestartet wurde und das erste Lebewesen in eine Erdumlaufbahn brachte, die Hündin Laika. Eine lebendige Rückkehr zur Erde war nicht vorgesehen, weil die dafür notwendige Technik in der Kürze der Zeit nicht fertiggestellt werden konnte.“ Das war zwei Jahre später 1959 nicht anders, aber Science Fiction gab es seit Jules Verne und seiner Geschichte „Von der Erde zum Mond.“ Aus dem Jahr 1865. Der wissenschaftlich-technologische Fortschritt hatte eine neue Dimension erreicht: Die Endlosigkeit des Weltraums. Mit Hilfe der Mathematik und begrenzt durch die Gesetze der Physik ist es möglich gegen Himmel zu fahren wie Jesus oder sogar Wasser zu Wein verwandeln. Fritzi konnte sich nicht halten vor

Lachen, als ich ihm davon erzählte. „Was hast du denn im Kopp? Ein besoffener Hund im Weltraum macht den Weg zur Schule auch nicht kürzer.“ Er verschwand dann auch mit Wölfi Richtung Sprungturm. Zur Abkühlung konnte ich jetzt nur noch in das Planschbecken für Kinder. Von dort konnte ich unsere Handtücher und Klamotten, darunter meine Mauthe Armbanduhr und **hobby**, im Blick behalten. Es war eh Zeit uns auf den Rückweg zu machen, denn die Abendbrotzeit im Haus am Berg begann pünktlich um 19 Uhr. Bei Nichteinhaltung: Katzentisch, außer man hatte eine stimmige Ausrede.



Die Rückfahrt auf Fritzis bockigem Rad zurück auf den Hohenpeißenberg war am Schluss gruselig: Den Bock am Lenker haltend zu Fuß über die Schotterstrecke und den steilen Hang über den Pfad zum Küchenvorplatz zu schieben, mich frisch zu machen, um mit fünf Minuten Verspätung am Tisch mit meinen Brüdern zu sitzen war Schweiß treibend. Dennoch, ich war zufrieden mit mir. Ich hatte es geschafft, ich konnte Fahrrad fahren und hatte gelernt, eine Technik unter meine Kontrolle zu bringen und zu nutzen ohne auf die Schnauze zu fallen. Außerdem bin ich beim Tauchen nicht ertrunken wie Onkel Kreppels Freund Christian Eberhard beim Segeln auf dem Starnberger See. Hätte ja passieren können. Aber nicht mir. Ich war zufrieden mit mir. Die restlichen Ferientage am Berg und seiner Umgebung vergingen wie im Fluge. Für ein paar Tage bis zum vorletzten Wochenende im August war ich auch noch in Murnau bei Onkel Hayo, Tante Traudi und meinen Cousinen Sybille und Renate.



Das Haus liegt auf einem Höhenzug am Südufer des Staffelsees an einer Seitenstraße der Kohlgruber Straße, dem Maria Antonien Weg, der damals noch nicht geteert war. Das letzte Haus auf der rechten Seite mit der Nummer 20 hat sowohl nach Süden ein Panoramafenster mit Blick über das Murnauer Moos auf die Alpen, als auch einen Balkon nach Norden mit Panoramaaussicht auf den Staffelsee, seine Inseln und die Marktgemeinde Murnau.



Hinter dem Panoramafenster über dem Eingang befand sich das Esszimmer mit einer Eckbank, Tisch und vier Stühlen, einer Vitrine mit Glaswaren aller Art. Das Ticken einer kleinen hübschen Pendeluhr mit einem diskreten Laufwerk füllte den Raum. Auf dem Fenstergesims standen Alpenveilchen, Mimosen, Kakteen und bunte Gräser. Dort versammelte sich die Familie täglich um sieben Uhr zum Frühstück, Onkel liefert die Mädchen pünktlich vor acht an der Volksschule ab und fuhr zu seiner Praxis im Gebäude des Griesbräu am Obermarkt. Mittags holte er sie wieder ab und um ein Uhr gab es Mittagessen zum sanften Ticken der Uhr. Von zwei bis halb vier Uhr Nachmittag verschwanden Onkel Hayo und Tante Traudi in ihrem Schlafzimmer zum Mittagsschlaf. Dann gab es Tee aus Meißner Tässchen und Gebäck. Um 16.30 öffnete Onkel Hayo die Praxis wieder. Er schloß um 18.30 und um 19 Uhr gab es Abendessen. Um 20 Uhr gingen die Kinder zu Bett, um 22 Uhr die Eltern. Im Erdgeschoß und der Wohnung darunter lebte Tante Traudis Mutter, Frau Jerschke, die auch so von mir genannt werden wollte. Nicht Tante Gertrud. Sie stammte aus Thüringen und war etwa so alt wie meine Großmutter. Ihr Mann hatte zu Kaisers Zeiten als Regierungsbeamter gedient und war dabei bis nach China in die deutsche Kolonie von Tsingtau gekommen. Von dort hat er eine Ladung von Möbeln und chinesischen Kunstgegenständen mitgebracht. Nach seinem Tod ist sie mit diesem chinesischen Nachlass nach Murnau gezogen und hat damit ihren Salon eingerichtet und dekoriert. Ich hatte den bisher nur flüchtig gesehen, aber diesmal sollte ich ihn näher kennen lernen, denn Frau Jerschke war zu Besuch bei ihrer Verwandtschaft und ich durfte auf der Couch in ihrem Salon übernachten. Das war etwas anderes als mit meinen Brüdern in den Stockbetten des Laboratoriums zu schlafen. Aus allen Richtungen starrten mich feuerspeiende Drachen und breitmäulige Fratzen an: von den Wänden, von Paravents, geschnitzten Etalagen oder Deckenbalken. An der Decke war eine große vergoldete Mistel als Leuchter installiert und die Schirme der Stehlampen waren mit Szenen wie steile grüne Berge mit Wasserfällen oder Gartenszenen mit Pagode und Brücken, auf denen sich Menschen in bunten Kleidern bewegten, bemalt. Als ich nach dem Abendessen unter meine Decke schlüpfte, traute ich mich nicht das Licht auszumachen und als ich endlich den Mut hatte, es zu tun, stellte ich fest, dass der Mond noch voll war und der Salon noch zwielichtiger. Ich hab mich nicht gefürchtet, ich wusste, dass die Fratzen leblos sind und trotzdem hatte ich Angst, fast wie vor sechs Jahren in Tübingen bei Onkel Hayo. Ich überwand meine Angst, knipste das Licht an, ging aufs Klo und prüfte meine Hautfarbe. Da war nichts gelb und meine Augen ohne Trübung. Danach konnte ich schlafen und als Onkel

Hayo mich am Frühstückstisch fragte, ob ich gut geschlafen hätte und ich mit einem „Ja!“ antwortete, meinte er in der ihm eigenen knappen Art: „Na dann kannst du ja dort heute wieder schlafen.“ Dann drückte er aus dem Honigspender einen Klacks Honig auf ein Stück Toast, kaute kurz, spülte mit einem Schluck Kaffee nach, stand auf und verschwand bis zum Mittagessen in seiner Praxis im Griesbräu

Am Samstag den 15. August, am Tag von Marias Himmelfahrt, einem katholischen Feiertag in Bayern, blieb seine Praxis geschlossen. Sein lindgrüner Volkswagen sah aus wie ein Käfer, wie er so da makellos gepflegt auf dem ebenso makellosen weißen Kies mit blinkenden Stoßstangen aus Chrome, chromgefassten Blinkern mit gelb leuchtenden Lichtern auf den runden Kotflügeln. Darunter Räder mit einem weißen Rand auf den Reifen mit blinkenden gewölbten Radkappen in denen sich die Bäume, der Himmel und die Familie spiegelten, als sie sich dem Wagen näherte. In diesem Fall mein Onkel, Tante, Sybille, Renate und ich. Ein Picknickkorb, Wasserflaschen, gefaltete Luftmatratzen und Woldecken wurden unter die Haube gepackt, der große Sack mit dem Gummiboot auf dem Dachständer festgezurt. Onkel und Tante und die Mädchen stiegen ein, wobei ich erst mal draußen blieb, um die Ausfahrt hinab zum Maria-Antonien-Weg zu laufen, nach der Durchfahrt das Tor zu verriegeln und hinter Tante Traudi auf der Rückbank neben Sybille am Fenster Platz zu nehmen. Das Fenster konnte man auch nach außen aufklappen. Die Aussicht war gut. Wir fuhren den Maria-Antonien-Weg Richtung Westen hinab zur Kohlgruber Straße und auf der nur bis zu einem Schild auf dem Bergegeist stand. Von dort fuhr Hayo Richtung Norden zum Strand und der bestand aus Sand und war seicht. Keine glitschigen Steine, kein Müll und auch kein Moorwasser, zwar nicht so klar wie das Wasser der Ammer, oder das des Bergbaches, aus dem das Wasser der Zisterne des Kurheims kam. In Trinkwasserqualität, getestet und bestätigt. Aber Staffelsee Wasser trinken? Ein guter Indianer kocht fragwürdiges Wasser ab, außerdem hatten wir ja Leitungswasser mitgebracht. Was nicht dabei war, war eine Pumpe, um eine Luftmatratze und ein drei Meter langes Gummiboot auf zu pumpen. Tante Traudi, hatte Humor und sang gerne mit ihren Töchtern. Das Lied, mit dem uns motivierte, ging etwa so: „Vier Chinesen mit nem Blasebalg sitzen hier am Strand und blasen den Balg, wenn sie's nicht tun wird erst die Blase kalt und man sieht sie blasen im Wasser bald.“ Das konnte man auch als Kanon zwischen längeren Atempausen singen und das stehend, sitzend oder liegend je nach Körpergröße. Das Gummiboot hatte zwei Einlassventile, so konnten Onkel und Neffe die gemeinsame Mund zu Mund-Beatmung vornehmen. Obwohl mein Onkel außerhalb seiner Praxis starker Raucher war, seine bevorzugte Marke waren filterlose mit süßlich riechendem Tabak gefüllte Gold Dollar.



British American Tobacco erwarb 1950 die Berliner Zigarettenfirma Garbaty und die Marke *Gold Dollar* kam als erste echte Vorkriegsmarke auf den deutschen Markt. Ich überlegte während einer Atempause, wie viele Zigarettenpausen mein Onkel auf Grundlage eines täglichen Bedarfs von 20 Stück und eines groben Durchschnitt von jährlich 7.000 zwischen 1950 und 1959 gemacht hat. Das sind ziemlich viele, mehr als Tübingen im Knaur Weltatlas damals Einwohner hatte. Die Marke Gold Dollar wurde 1931 gegründet. Hayo's

Geburtsjahr war 1916. Bei der nächsten Pause sang der Damenchor den Chinesen Kanon und ich konnte nicht zu Ende denken.

Die übernächste Atempause brachte endlich das Ergebnis: Es könnten bis zu 100.000 Zigarettenpausen sein. Dafür hatte mein Onkel aber noch verdammt starken Atem, dachte ich, als ich nach meinen schlaff aufgeblasenen Bootsteil blickte. Er sagte nichts. Er blickte mich an wie seine Sprechstundenhilfe. Er hatte seinen Part erledigt und strebte jetzt nach Höherem: Er wollte in See stechen. Er schraubte die Paddel zusammen und legte sie, während ich noch am Blasen war, ins Boot. Hayo war damals 185 cm groß und ich 168. Bezogen auf Größenunterschied und Ergebnis, habe ich gut abgeschnitten. Das Ergebnis ist dasselbe, meines hat nur länger gedauert. Es war Zeit in See zu stechen. Für seine erste Tour packte Hayo Frau und Töchter ins Boot, Traudi übernahm das zweite Paddel. Ich schob das Boot über den Sand und das seichte Wasser, erst paddelten sie vorsichtig, dann im freien Wasser, Windstille und ruhiger See teilten Traudi und Hayo schneller aus und bald war das Boot außerhalb der Rufweite. Auf folgendem Bild kann man meinen Standort etwa in der Mitte des Südufers am Strand sehen.



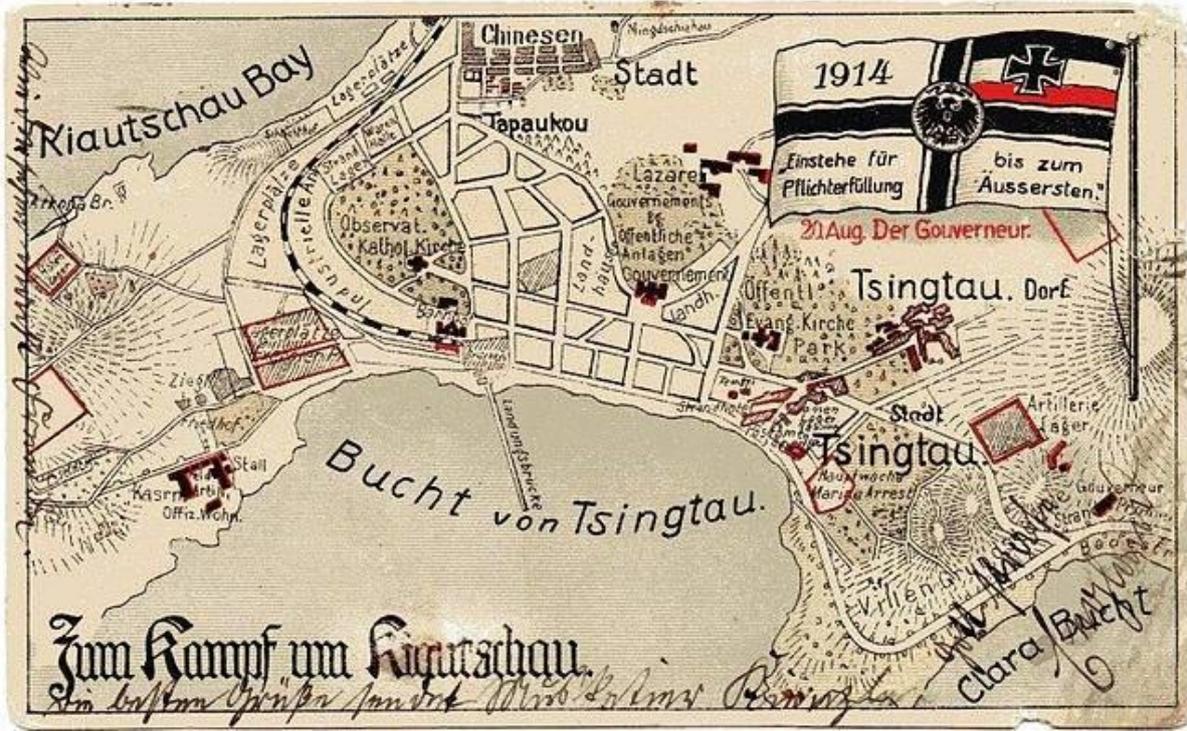
Da die Luftmatratze an Land zurück blieb, konnte ich damit in See stechen, mich auf seinem ruhigen Wasser auf den Rücken legen und etwas dösen, bis mich lautes „Hallo! Wir kommen zurück! Vorsicht, aus dem Weg!“ aufweckte. Die Mädchen zeigten mit ihren Finger ein „Ädschibätschi!“ und brausten an mir vorbei. Die Bugwelle kippte mich von der Luftmatratze, alle lachten und sogar Hayo, der Schweigsame schmunzelte. Es war Zeit für eine Jause und nun kamen die Wolldecken und der Picknick-Korb zum Einsatz. Traudi hatte englische Sandwiche gemacht aus diesem neuartigen Kastenbrot, das man auch toasten kann. Die wurden mit etwas Butter bestrichen und saftigem Schinken, Teewurst, Käse oder in Scheiben geschnittenen Eiern mit Mayonnaise belegt. Die Vierecke wurden Diagonal zu zwei Dreiecken geschnitten, die auch in Kinderhände passten. Es gab Teller und Besteck aus festem Plastik sowie auch Becher für das Wasser und Papierservietten. Alles Dinge mit denen ich bisher selten in Berührung gekommen.

Inzwischen war es später Nachmittag und kleine Dunstschleier trieben über dem See, als wir uns daran machten, alles wieder einzupacken und in Onkel Hayo's lindgrünem Käfer unterzubringen. Hayo fuhr diesmal die Kohlgruber Straße durch bis zum Café Ludwigshöhe. Dort auf dem Parkplatz erfuhren wir die Überraschung: Es gab Eis für uns und Kaffeehängchen für die Erwachsenen. Durch die großen Fenster des Cafés hatten wir freien Blick auf den verschleierte See wie seine Inseln und direkt unter uns konnten wir den Leuten zu sehen, die auf dem Minigolfplatz am Hang unterhalb des Gebäudes versuchten den Ball in Löchern im Boden zu versenken. Aber es kam noch besser. Onkel Hayo kündigte an, dass wir morgen nach dem Nachmittagstee alle noch mal herkommen würden, um Minigolf zu spielen. Er hatte Urlaub und mochte es, seine Familie um sich zu haben. Er war mein Lieblingsonkel, er war zurückhaltend und respektierte Kinder. Er schlug nicht oder wurde laut, wenn seine Gefühle oder Regeln verletzt wurden. Er hatte eine in sich ruhende Autorität. Er war von großer Gestalt, nicht athletisch, aber schlank und trainiert, obwohl er nicht viel von Sport hielt. Er achtete auf gute Kleidung, obwohl er in der Praxis meist einen weißen Kittel trug. Seine Stimme war sanft, aber bestimmt. Sein früher dunkles, dichtes Haar zeigte erste graue Strähnen, aber seine Augen waren noch immer so blau und durchdringend wie die meiner Mutter.

Mir geht's gut, dachte ich, als ich nach Schnittchen mit Limonade zum Abendbrot in meinem Bett auf dem Sofa in Frau Jerschkes chinesischem Salon lag und auf die Idee kam, einmal alle Lichter im Salon gleichzeitig anzuknippen und nicht nur die vergoldete Mistel mit fünf Glühbirnen in der Mitte der Decke. Es waren sechs Lampen. Sie waren alle abgesteckt, denn die Blitze der schweren Sommergewitter übertrugen sich oft auf die Stromkabel. Das wusste ich vom Hohenpeißenberg, als eines Nachts, als ein schweres Gewitter über dem Haus tobte und krachender Donner mich aufweckte. Ich schlief mit meinem Bruder Wölfi im Laboratorium und als der Donner verhallte hörte ich ihn schreien, als wäre ein Wolf im Raum. Im Leuchten eines Blitzes, sah ich wie er auf seinem Bett saß und sich schüttelte, als ob er friert, den Kopf hin und her drehte und dabei „AuauauaAAUUA!“ Schrie. Ich hörte Schritte auf der Kellertreppe, Onkel Kreppel kam mit einer Taschenlampe aus dem Dunkel herein, setzte sich neben ihn legte seinen Arm um ihn, beruhigte ihn und als er ihn fragte, was passiert sei, zeigte Wölfi nur auf die Steckdose. Er bibberte weiter vor sich hin, deutete mit seinen Hände einen Abstand von etwa einem Meter an, schüttelte seinen Kopf, rollte mit den Augen und schrie ohne zu stottern: „FEUER! FEUER! FEUER!“ Mutti war inzwischen mit einer Kerze dazu gekommen und tröstete ihn wie mich, drängte uns unser Bettzeug mit zu nehmen und den Rest der Nacht auf dem großen Sofa im Holzzimmer zu verbringen. Später erfuhr ich von Wölfi, dass aus der Steckdose neben seinem Bett zwei Feuerschwerter geschossen seien, die so hell gewesen wären wie die Sonne. Kurz schnell, heiß und blendend. Es wurde ihm schwarz vor Augen und das blieb auch so, als er sie wieder öffnete. Da hätte er angefangen zu schreien.

Daran dachte ich, als ich die sechs Lampenstecker in Frau Jerschkes Salon zurück in die Dose schob und anknipste. Es war nicht so hell wie der Blitz aus Steckdose, aber fast so hell wie hundert Altarkerzen. Drei Tischlampen, zwei Wandleuchten und eine Stehlampe brannten. Es gibt kein Foto von Frau Jerschkes Salon, aber ich erinnere mich an glänzende Lackkabinette, faltbare bemalte Paravants, die den Raum teilten und dickbäuchige Männer mit runden Köpfen aus schwarzem Marmor. Drachen flogen mit feurigem Maul, weit ausgerollter Zunge und ausgefahrenen Krallen am Himmel und auf der Erde erhoben sich Menschen in merkwürdiger Kleidung und drohten den Drachen mit gezogenen Schwertern. Apokalyptisch dachte ich und hatte wenigstens ein Wort, um mich gegen die kulturelle Entfremdung zu wehren. Zugleich wusste ich, dass die Volksrepublik China unter Mao-Tse Tung Teil der kommunistischen atheistischen Gefahr ist, vor der sich die Erwachsenen fürchten. Auch Onkel Kreppel mochte China nicht, sie hatten Tibet annektiert und der Vorsitzende Mao hatte die Atom-Bombe als Papiertiger bezeichnet. Von diesen Dingen hatte ich damals keine Ahnung, aber ich ahnte, dass die Wirklichkeit komplizierter ist, als die Prophezeiungen des Johannes, denn darin kommt China gar nicht vor. Ich besah die Reisfelder und Menschen mit hochgekremelten Hosen wie sie Setzlinge ins Wasser steckten, hinter sich Bergketten, die aussahen wie der Kofel bei Oberammergau in zehnfacher Perspektive und die wunderschönen Frauen, die mit bemalten Sonnenschirmen unter fremdartigen blühenden Bäumen flanierten und genoss die Feinheit der Linien, die Pracht der Farben und das edle Material auf dem sich alles entfaltete. Dann schaltete ich alle Lichter wieder aus, zog die Stecker wieder raus, kuschelte mich in mein Bett, faltete meine Hände und sagte „Gott, ich danke Dir für diesen Tag. Amen!“. Dann schlief ich selig von feuerzüngelnden Drachen bewacht in Kiautschou, im Süden

der Shandong-Halbinsel an der chinesischen Ostküste. Das Deutsche Kaiserreich hat das Gebiet 1898 vom Kaiserreich China angepachtet um dort einen Flottenstützpunkt für die kaiserliche Marine einzurichten. Das wusste ich von Tante Traudi, die am 8. 12. 1922 als Tochter des späteren Regierungsdirektors Jerschke geboren wurde. Ihr Vater war gerne in China. Er war als Beamter in Tsingtau und hat die Stadtverwaltung mit aufgebaut.



Der nächste Tag war sonnig, aber der Salon von Frau Jerschke lag in Richtung Süd/Nord und die Sonne aus Osten ließ den Salon vormittags im Schatten. Aber das Esszimmer im ersten Stock war voller Sonne, als es dort, da es Sonntag war, um acht Uhr Frühstück gab. Um neun Uhr begann der Kirchengang der Familie in der protestantischen Kirche und Onkel Hayo setzte mich an der katholischen Pfarrkirche St. Nikolaus ab. Die Kirche war voll und ich fand nur einen Stehplatz unter der Empore. Ich konnte auch nicht zur Kommunion gehen, weil ich seit Wochen nicht gebeichtet hatte und mich sündig fühlte. Obwohl niemand da war, der mich beobachtete, fühlte ich mich unwohl. Das Jüngste Gericht konnte sich jederzeit ereignen und ohne Absolution wäre mein Schicksal fraglich. Im schlimmsten Fall Fegefeuer, denn Gott kannte meine Zweifel und selbst wenn mein Beichtvater mich freispricht ist es fraglich, ob Gott dem zustimmt. Aber darüber konnte ich mit niemandem sprechen und das war wahrscheinlich das Beste, was ich tun konnte. Doch selbst wenn das nützlich war, bedrückte es mich. Ich entdeckte etwas, was Gewissen genannt wird. Ein gutes Gewissen ist ein gutes Ruhekissen. Und ein schlechtes? Was tut das mit mir? Etwa wenn ich lüge? Werden mich Alpträume heimsuchen?

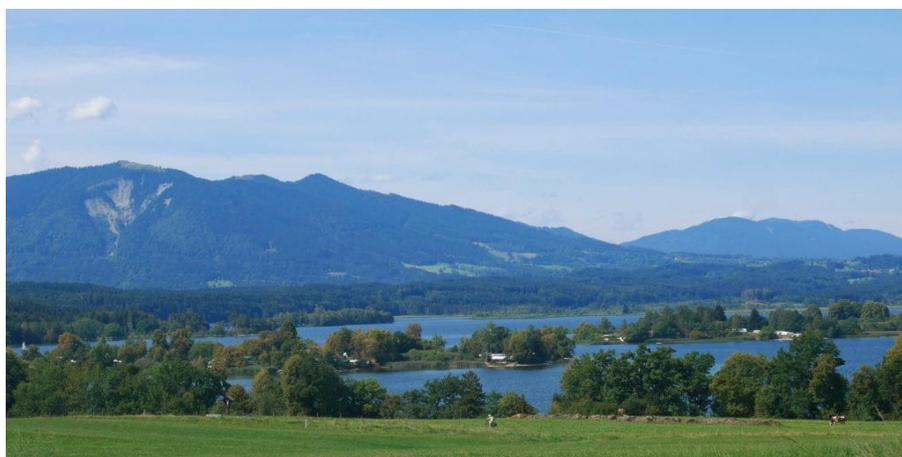
Meine Mutter hat mich bisher ein einziges Mal geschlagen. Mit einem Kochlöffel in der Küche. Mehrfach. Sie war sehr aufgebracht. Es war in der Zeit als Fritz und Jörg noch am Berg lebten und oben am Platz unter dem Kirschbaum vor dem Wäschehaus mit Wölfi irgendwelchen Schabernack veranstalteten. Vielleicht haben sie ein gemeinsames Wettkacken veranstaltet und ich stand abseits davon, aber meine Mutter hat das entdeckt und mich herausgerufen, um mich in der Küche zu verhören. Sie wollte von mir wissen, was da abläuft und warum ich dem tatenlos zusehe. Sie hat mich für meine Untätigkeit bestraft und als meine Augen voller Tränen waren, zog sich mich nah an sich heran, saugte mir mit ihren blauen Augen meine braunen Augen aus dem Kopf, bis ich fast das Bewusstsein verlor und sagte mit eindrücklicher Stimme: „Puzel lüge nicht! Lüge nie! Wenn Du einmal lügst musst Du immer weiter lügen bis Dein Lügengebäude einstürzt. Dann stehst Du nackt da und jeder kann es sehen.“ Das klang nach Vertreibung aus dem Paradies

und Äckern voller Steinen und Dornen, die nur mit Mühsal und im Schweiß des Angesichts zu bewirtschaften sind.

Das achte Gebot sagt: „Du sollst nicht falsch gegen deinen Nächsten aussagen.“ Das Wort Lüge kommt zwar darin nicht vor und mein Verhalten war in keiner Weise auf einer Falschaussage, sondern auf Nichtwissen basiert. Sie hatte die Kontrolle über meine älteren Brüder verloren und ließ nun ihre Enttäuschung am schwächsten Glied der Kette aus. Es war das einzige Mal, dass meine Mutter mich geschlagen hat und das geschah just in der Zeit, als sie mit meinem Vater eine Scheidung im beidseitigen Einverständnis plante, aber 1952 hatte ich davon keine Ahnung. Aber jetzt in St. Nicholas in der Pfarrkirche von Murnau unter der Balustrade der Orgelempore musste ich daran denken. Das ist sieben Jahre her, dachte ich, das ist lange her, dass ich aufgehört habe etwas zu tun wozu ich ohnehin kein Talent hatte: Zu lügen. Damals ahnte ich aber auch, dass das, was als Notlüge bezeichnet wird, also eine Falschaussage ohne böse Absicht oder eigenem Vorteil keine Sünde sein muss, aber dennoch Konsequenzen haben kann.



Mein Stehplatz unter der Empore hatte den Vorteil, dass ich nach dem „Ite missa est!“ als erster die Kirche am späten Vormittag verlassen konnte. Die Wychgrams waren längst mit dem Käfer zum Haus Nr. 20 im Maria-Antonien-Weg gefahren und bereiteten das Mittagessen vor. Ich musste also möglichst flott per pedes den Kirchberg hinab über die Schloßbergstrasse den Untermarkt entlang bis zur Höllgasse laufen. Von dort geht es auf der Kohlgruber Straße weiter über die Eisenbahnlinie, die auch nach Kohlgrub führt, hügelaufwärts zur Ludwigshöhe, am Hang neben dem Café steht eine Bank mit Seeblick. Zeit zum Verschnaufen.'



Ich lag gut in der Zeit, auch weil die Bahnschranken nicht gesenkt wurden. Zum Maria-Antonien-Weg war es nicht mehr weit, ich konnte sogar noch zur Mini-Golf Anlage gehen und sie eine Zeitlang von oben zu besehen. Es war Mittagszeit, heiß und niemand spielte. Die Anlage aus roten Bahnen wird in Wikipedia so beschrieben: „Minigolf im engeren Sinne bezeichnet jene Variante, die auf genormten Anlagen nach dem System des Schweizer Gartenarchitekten Paul Bongni gespielt wird. Die 18 Bahnen sind je 12 m lang und 1,25 m breit, mit Ausnahme der ca. 25 m langen *Weitschlag*-Bahn. Die Pisten sind aus Beton, in manchen Fällen mit Filz überzogen, und werden durch Flacheisen- oder Rohrbanden begrenzt. Sie dürfen zum Spielen des ruhenden Balls betreten werden. Die Hindernisse sind aus Naturstein oder Beton.

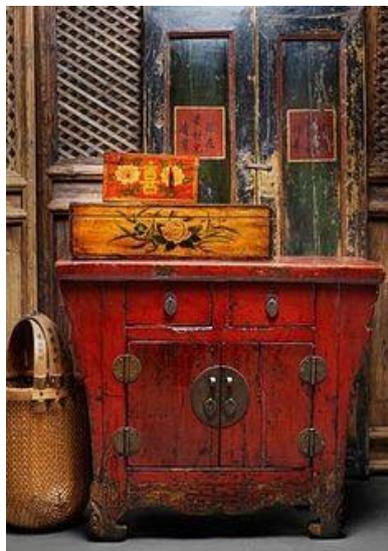


Nun hatte ich eine grobe Vorstellung von der Anlage und als ich zwischen den zwanzig großzügigen und meist von hohen Bäumen verdeckten Landhäusern auf dem Maria-Antonien-Weg der Nummer 20 und dem Mittagstisch mit der Familie zustrebte, war ich entschlossen mir von Tante Traudi das Spiel erklären zu lassen. Aber Onkel Hayo wollte, dass wir uns voll auf den Sonntagsbraten konzentrierten und versprach, dass wir das am Golfplatz nach holen würden. Um fünf Uhr Nachmittag fuhren wir alle im lindgrünen Käfer zum Golfplatz. Am Kassenhaus bezahlte Onkel Hayo für drei Kinderkarten, zwei Erwachsenenkarten und fünf Schläger sowie eine Box mit Bällen, mit einem grünen zwanzig Markschein. Kein Wechselgeld. Er gibt keine Trinkgelder und nimmt auch keine an. Meine Cousinen kannten das Spiel bereits. Ich war der Neuling und ahnte, dass es komplexe Regeln haben wird und ein Punktesystem, aber ebenso Präzision und Kontrolle erfordert. Ich war inzwischen so groß, dass ich auch Tischtennis und Badminton spielen konnte. Das konnten Sybille und Renate noch nicht, sie waren zwei bzw. ein Jahr jünger und kleiner als ich. Mini Golf ist also perfekt für sie. Sie kannten die Regeln, und begannen mit Tante Traudi den Durchgang. Onkel Hayo blieb mit mir nahe der Startbahn und erklärte mir die Regeln im Anschauungsunterricht mit Schläger, Ball und Startbahn. Ich übernehme hier aus Wikipedia:

„Pro Bahn sind höchstens sechs Schläge zugelassen. Für das Spiel an einer Bahn ist pro Spieler jeweils nur ein Ball zugelassen. Ein Ballwechsel vor Beendigung der Bahn ist nicht erlaubt. Der Ball wird vom Abschlagfeld (Minigolf rund) durch die Hindernisaufbauten geschlagen und muss diese auf dem vorgeschriebenen Weg durchlaufen. Erreicht er das Loch mit dem ersten Schlag nicht, wird er von dort weitergeschlagen, wo er zur Ruhe gekommen ist (sofern er das Hindernis korrekt überwunden hat). Jeder Schlag zählt als Punkt. Ist die Bahn vom Aufbau her nur von Abschlag aus spielbar, wird der Ball solange von dort gespielt, bis er die

Grenzlinie passiert bzw. den Zielkreis erreicht hat. Bleibt er auf Bahnen mit Ablegelines nahe an der Bande oder am Hindernis liegen, darf er für den nächsten Schlag an der nächstgelegenen Markierung abgelegt werden. Springt der Ball nach Überwindung der Hindernisgrenzlinie aus der Bahn, wird er dort wieder eingesetzt, wo er die Bahn verlassen hat. Springt er vor der Hindernisgrenzlinie aus der Bahn, muss der Ball wieder vom Abschlag gespielt werden. Das Ziel ist erreicht, wenn der Ball im Loch des Zielkreises zur Ruhe gekommen ist. Wenn dies nach sechs Schlägen noch nicht gelungen ist, werden sieben Punkte angerechnet und das Spiel an der nächsten Bahn fortgesetzt. Der Spieler, der am Ende die wenigsten Punkte hat, gewinnt.“ Schließlich schlossen wir uns den Mädels und Tante Traudi an, die inzwischen die sechste Bahn erreicht hatten. Irgendwie erinnerte mich das an Murmel spielen mit dem Handgriff von Opas Spazierstock. Meine Punkte häuften sich, was mich jedoch nicht belastete. Ich genoss die Tatsache, dass ich mit Familie Wychgram nahe dem Staffelsee auf einem Mini Golf Platz im Grünen stand. Der Himmel blau, die Luft vom See lau. Die Mädchen lachen und manche Bälle krachen, wenn sie abprallen. Traudi machte die Buchhaltung, Hayo die Organisation. Traudi kam auf den ersten Platz. Ich war mit meinem fünften Platz zufrieden. Ist besser als kein Platz.

Es war etwa sieben Uhr Abend als wir zurückfuhr. Es gab Schnittchen und Apfelsaft und während sich Onkel Hayo ins Wohnzimmer zurückzog um Musik zu hören haben wir Kinder später mit Traudi noch ‚Mensch Ärger Dich nicht!‘ gespielt, bevor wir ins Bett gingen. Ich verrichtete mein Nachtgebet alleine in meinem Bett in Frau Jerschkes Salon und betete zum Herrn, mich vor den feuerspeienden Drachen zu beschützen, die darauf lauerten, mich zu ergreifen und nach China zu entführen. Aus den Zeitungen, die mein Onkel täglich kurz las bevor er sie in seine Praxis mitnahm, sie im Wartezimmer auslegte und abends nach Hause zurückbrachte, habe ich erfahren, dass in China Millionen Menschen an einer Hungersnot starben. Ich hatte oft Hunger, aber konnte mir nicht vorstellen, dass ich daran sterben würde. Meine einzige bisherige Erfahrung in Todesnähe hatte ich mit Onkel Hayo’s Hilfe unbeschadet überstanden. Sie war unangenehm, weil ich nicht darauf vorbereitet war, ihm so früh zu begegnen. Aber nun war ich gewappnet, ich hatte Gott an meiner Seite und das Leben meinte es gut mit mir. Ich fiel in einen wohligen Schlaf. Als ich aufwachte dachte ich erst, dass meine Gebete nicht erhört wurden und ich nun doch in China gelandet bin. Aber das lag nur an Frau Jerschke’s Mobiliar.



Der Sommer machte auch am Montag und Dienstag keine Pause. Die Sonne schien rund um die Uhr und wir spielten viel in dem weitläufigen Grundstück des Anwesens, das sich bis weit hinab Richtung Staffelsee erstreckte. Die Wiese wurde von einem Bauern bewirtschaftet und hatte die Sommermahd hinter sich. Das Gras wuchs nur noch kurz und nach der zweiten Ernte heißt es Grummet. In den Hecken fanden wir Brombeer- und Himbeerbüsche, von denen wir naschen konnten, aber die wir auch ernteten und in Bechern mit nach Hause brachten. Daraus machte Tante Traudi mit durchsichtiger Gelatine überzogene Torten.

Am Mittwoch dem 19ten August 1959 sollte ich alleine mit der Bahn vom Bahnhof Murnau über Weilheim nach Hohenpeißenberg fahren. Onkel Hayo setzte mich auf seiner Fahrt zur Praxis am Bahnhof ab, ich kaufte eine Kinderkarte, begab mich zum Bahnsteig und wartete auf den Zug, der von Oberammergau nach Weilheim fährt. Der kam auch und um neun Uhr zehn Minuten war ich in Weilheim. Doch als ich durch die Unterführung nach Gleis sieben eilte hörte ich die Lokomotive des Zugs nach Schongau pfeifen und ich auf dem Bahnsteig stand fauchte die Lokomotive pfeifend und mit Volldampf an mir vorbei. Auf den nächsten Zug musste ich eine Stunde warten. Der Himmel hatte sich inzwischen mit Wolken zugezogen, es begann zu regnen. Ich setzte mich auf eine Bank unter dem Dach des Bahnsteigs und wartete darauf, dass der Zeiger zehn Uhr anzeigt. Auf den anderen Gleisen fuhren die Züge ein und aus. Manche leise wie der elektrische Schnellzug zwischen Garmisch und München. Wikipedia erklärt die Geschichte der Bahn: „Die Karwendelbahn (auch als Mittenwaldbahn bezeichnet) von Innsbruck nach Garmisch, 1912 fertiggestellt, war von Beginn an als elektrifizierte Bahn geplant, und so konnte ab dem 25. April 1913 der elektrische Betrieb in Garmisch aufgenommen werden. Erst 1924 mit der Inbetriebnahme des Walchenseekraftwerks wurden die seit längerem bestehenden Elektrifizierungspläne weiter verfolgt. Am 3. Dezember 1924 konnte die Deutsche Reichsbahn den elektrischen Betrieb auf der Strecke Garmisch–Murnau aufnehmen. Die Strecke wurde mit Strom aus dem Walchenseekraftwerk versorgt und am 5. Januar 1925 wurde der elektrische Betrieb bis Weilheim aufgenommen. Am 16. Februar konnte der Betrieb bis Starnberg fortgeführt werden und bereits in der Nacht vom 19. auf den 20. Februar 1925 konnte die erste elektrische Probefahrt nach München Hauptbahnhof unternommen werden. Am 21. Februar traf in München der erste elektrisch bespannte Zug – ein Schnellzug – aus Garmisch ein und seit dem 23. Februar wurden sämtliche Personenzüge elektrisch betrieben. Insgesamt benötigte die Inbetriebnahme der Elektrifizierung der gesamten Strecke also nur 45 Tage.“ 1959 waren auf der Strecke München-Garmisch Elektroloks des Typ E44, der von 1932-1945 entwickelt wurde, eingesetzt.



Das ist lange her, dachte ich und wartete auf den Dampfzug, der mich laut und fauchend Richtung Schongau und Kaufbeuren befördern sollte. Aber der Fortschritt schreitet fort, dachte ich, manchmal eben nicht gleichzeitig, als um 10.15 auf dem Bahnsteig ein roter Schienenbus mit Dieselaggregat und Panoramafenstern einfuhr um mich abzuholen. Aber unter den dicken Regenwolken, die sich über der Ammer und

den Voralpen aufgestaut hatten, war es eigentlich egal. Der Regen prasselte auf das Blechdach des Schienenbusses und die Panoramafenster waren bald von Dampf blind. So fühlte ich mich auch, als der Bus mit quietschenden Bremsen am Bahnhof zum Halten kam, ich die Tür aufdrückte, die Bahnsteigsperrle passiert hatte und mich mit meinem Kofferchen im Warteraum auf die Bank setzte um auf ein Ende des Regens zu warten, der sogar den Gipfel des Hohenpeißenberg hinter Wolken versteckte.

Die großen Ferien gingen zu Ende und erst Ende Dezember würde ich meine Cousinen und Murnau wieder sehen und, da es am Hohenpeißenberg noch immer kein Auto gab, würde ich wieder per Bahn anreisen. Dann wird es an Sylvester Kinderpunsch, Feuerwerk und Bleigießen geben. Das hatten mir Onkel Hayo und Tante Traudi versprochen. Als es aufhörte auf regnen ging ich los. An der Bahnhofsgaststätte vorbei in die Kurve bergan zum Baugeschäft Eggersdorfer. Nach dem Haus des Pulloverfabrikanten Vollmer geht es steiler bergauf bis zur Tankstelle von Schelle. Die Wolken hatten sich Richtung Osten verzogen, es klarte auf und der Blick auf den Gipfel des Berges war wieder frei, als ob nichts gewesen sei. Die Fenster und Türen des Gasthofs „Schächen“ Pension standen offen. Sogar ein Postkartenständer stand wieder im Freien auf dem Vorplatz. Ein schöner Mittag. Das Dorf strahlte wie ein frisch gewaschenes Auto. Die Hänge des Lenzenbichl, wie der Steilhang unterhalb der Mauer des Kirchvorplatzes auf dem Berg genannt wurde, waren makellos grün. Kein Zaun ist zu sehen, kein Strom- oder Telefonmast.



Der „Schächen“ war neben der Kirche auf dem Berg, das zweite Zentrum des Dorfes. Im Basisgeschoß an der Straße von Weilheim nach Schongau gab es ein Postamt in der Mitte, rechts davon betrieben zwei Frisöre einen Salon für Frauen und in einem Raum daneben, unterhalb einer Terrasse neben dem Haupthaus, einen Salon für Herren, der sein Licht durch im Terrassenboden darüber verbaute Glassteine erhielt. Ich war von klein auf dagegen, dass mit scharfen Werkzeugen an meinen Haaren in der Nähe meines Kopfes experimentiert wurde. Seit ich zur Schule ging schleppte mich meine Mutter gefühlt alle zwei Wochen in die Herrenabteilung, wo zwei Erwachsene in weißen Kitteln ihre Rasiermesser an Lederschlaufen wetzten. Sie sahen aus wie Dick und Doof im Schlachthaus. Ich habe mich gefürchtet und wollte wieder raus. Da holten die Erwachsenen das Zuckerbrot raus. Meine Mutter versprach mir was, die Frisöre winkten mit Bonbons und ich gab nach. Unter anderem auch, weil ich dachte, dass ich sie beim nächsten Mal überlisten könnte. Im Seminar in Dillingen wurden wir regelmäßig geschoren wie die Schafe. Die Frisur hieß Topfschnitt. Das

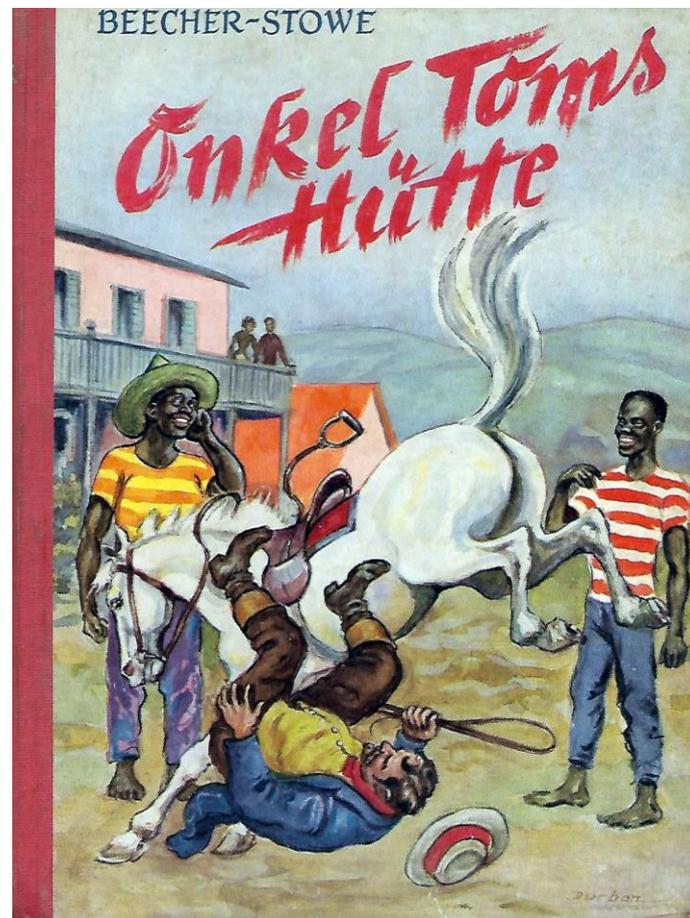
wird sich in St. Ottilien nicht ändern. Neben dem Frisörsalon führte unter einem gemauerten Bogen eine Steintreppe zum ersten Stock. Dort befand sich der Haupteingang des Gasthofs. Daneben waren das Schaufenster und der Eingang zum Metzgerladen von Frau Dollinger. Gegenüber gab es einen von Kastanien beschatteten Biergarten und ein paar Parkplätze auf hellem Kies, der laut knirscht, aber gut aussieht. Auf den Tischen lagen karierte Tischdecken und die meisten waren zur Mittagszeit an diesem Mittwoch von Gästen besetzt, die unterwegs waren und ihre Autos abgestellt hatten. Manchmal waren dicke Schlitten darunter wie dieser BMW 502 Achtzylinder.



Aber es gab keine Zeit mehr zu trödeln, denn ich lag durch den verpassten Anschlusszug und das Warten auf ein Nachlassen des Regens bereits eineinhalb Stunden jenseits der erwarteten Ankunftszeit. Also sputete ich mich und erreichte über den Kirchweg und die Bergstraße wenig später mein Elternhaus am Berg. Es gab kein großes Hallo, denn in dem ständigen gehen und kommen von Familienmitgliedern und Gästen fiel meine Rückkehr nicht besonders auf. Eine Tante aus Dänemark, die Oma besuchte, hatte für uns Kinder einen großen Karton mit der Aufschrift LEGO mitgebracht. Er war voller Bausteine verschiedener Größe und Farben aus Plastik sowie Fenstern und Türen aus demselben Material. Sogar das Glas in Fenstern und Türen war aus durchsichtigem Plastik. Die Teile hatten kleine Rundnoppen auf der Oberseite und entsprechende rundliche Vertiefungen in der Unterseite. Damit konnten sie ineinander gesteckt werden. Man konnte mit diesen Steinen Häuser bauen und die vielen Fenster und Türen reichten selbst für Wolkenkratzer. Es war genau das richtige Spielzeug für die regnerischen und grauen Tage, die bis Ende August folgten. Es waren jedoch nicht genug Steine um einen Wolkenkratzer wie das Empire State Building nachzubauen, dennoch brauchte ich dazu alle Steine, auch die, die mein jüngerer Bruder Klaus beanspruchte, um sich ein Häuschen zu bauen.

Außerdem dauert es länger so ein Gebäude zu errichten und es steht deshalb nach Fertigstellung erstmal unter Denkmalschutz. Davon hörte ich, als Onkel Kreppel sich darum bemühte das Haus umzubauen und mit entsprechend, von ihm selbst gezeichneten Plänen zur Gemeinde ging, um die Genehmigungsbedingungen zu erkunden. Dazu gehörte der Denkmalschutz. Änderungen dürfen nur im Rahmen des bestehenden Gebäudes und Wahrung seines oberländischen Stiles erfolgen. Ich erinnere mich, dass er vom Ergebnis enttäuscht war und seine Pläne vorerst eingerollt in seinem Zimmer verschwanden. Bruder Klaus drängte

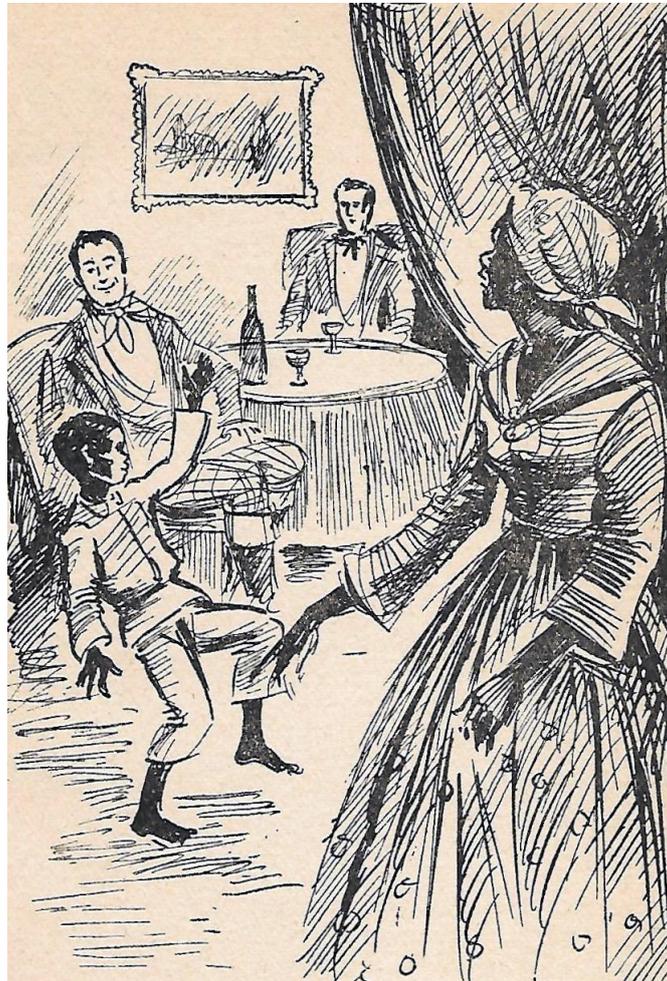
Oma unseren Streit zu schlichten. Sie erklärte den Denkmalschutz nach zwei Tagen für beendet und ich sollte ihm helfen, den inzwischen sechzig Zentimeter hohen Turm aus zwei tausend Legosteinen wieder auseinander zu stöpseln. Die Farbsortierung blieb ihm überlassen. Sie beobachtete uns dabei und als sich Klaus an die Farbsortierung machte, sah ich, dass sie ein Buch in der Hand hielt. Sie hielt es mir so entgegen, damit ich den Titel sehen konnte.



Oma sagte, dass sie wüsste, dass ich weder Spielzeug noch Bücher in das Seminar mitnehmen darf und habe sie sich deshalb entschieden, mir zu meinem nahen Abschied ein Buch zu schenken, aber warnte mich zugleich davor, es ins Seminar mit zu nehmen. Die Menschen, die darin vorkommen seien auch schwarz, aber sie lebten nicht in Afrika sondern in Amerika. Da ich schon „Tom Sawyer“ gelesen hätte würde ich mich schon zu rechtfertigen. Sie verließ das Holzimmer und ließ uns zurück. Klaus war noch an der Farbsortierung, ich stand mit dem Buch in der Hand und beeindruckt vom Titelblatt, zeigte ich es Klaus. Der lachte kurz und kommentarlos und baute weiter an seinem Einfamilienhaus.

Ich machte es mir auf dem großen Sofa im Holzimmer bequem und begann zu lesen. Das erste Wort über das ich auf der zweiten Seite stolperte war „Quadronknecht“ und dann eine „Quadronin“. Ich merkte mir das, um später bei Oma nachzufragen. Eine Tuschzeichnung zeigt die Wohnzimmerszene, in der der Händler Mr. Haley und der Eigentümer des Sklaven Tom, Mr. Shelby an einem runden Tisch sitzen und dem kleinen Jim (dem Quadronen) beim Tanzen zu zusehen, während die Haushaltshilfe Eliza (die Quadronin) aus einem Vorhang hinzukommt. Es geht um Sklavenhandel. Ich lese: „Im Staate Kentucky war wohl um 1850 die mildeste Form der Sklaverei zu finden.“ Da war es Zeit für mich, ins Laboratorium zu gehen und den Knauts Weltatlas zu Rate zu ziehen. Aber in dem Länderkapitel über die Vereinigten Staaten gab es „Kentucky“ nur in der Liste der amerikanischen 48 Bundestaaten in alphabetischer Reihenfolge mit Zahlen (Stand 1950) zu Fläche (105.000 qkm), Bevölkerungszahl 3 Mio., Dichte (28) und Bevölkerung nach städtisch (30%),

Farmbevölkerung, (44%), Neger (8%). 1951 lebten 151.772.000 Menschen in den USA. Die Bevölkerung bestand aus rund 80% Weißen und über 10% Negern (1950: 15,8 Mio.). Es gibt zwar Abschnitte zu Bergbau und Industrie, Land und Forstwirtschaft, Handel und Verkehr mit zwei Karten und sieben Tabellen und eine Einführung in Landschaft, Klima und Pflanzendecke, aber nichts über Geschichte oder Sklaverei. Ich wusste, dass sie nach dem Bürgerkrieg im letzten Jahrhundert abgeschafft wurde, konnte aber mit diesem Wissen wenig anfangen. Sklavenhandel kannte ich bisher nur aus dem Lateinunterricht und der Geschichte des Christentums. Ich nahm mir vor, Oma auch diesbezüglich zu befragen und las weiter.



Sklavenhändler Huley ist in den Besitz einer Hypothek auf Shelbys Gut gelangt und zwingt ihn damit ihm den Sklaven Tom zu verkaufen. Außerdem fordert er nun nicht Jim, sondern Harry, Elizas Sohn als Zugabe. Eliza, die das Gespräch belauscht hat, schleicht sich nachts mit Harry aus dem Haus und flüchtet. Auch George, Harrys Vater flüchtet. Obwohl er der Vater ist, gehört Harry nicht ihm, sondern Mr. Shelby und inzwischen dem Sklavenhändler Hudley. Eliza und Harry finden Unterschlupf bei Marry Bird im Gutshof ihres Mannes Senator Bird. Der gerät dadurch in einen Gesetzeskonflikt und in Streit mit Marry:

„Ja meine Liebe, es ist ein Gesetz durchgegangen um den Leuten zu verbieten, den von Kentucky herüberkommenden Sklaven weiterzuhelfen.“

„Nun John, ich möchte doch wissen, ob du solche Gesetze wie diese für gut und richtig hältst?“
„Du wirst mich nicht gleich umbringen, wenn ich sage, dass ich es tue.“

„Du solltest dich schämen John. Es ist ein schändliches Gesetz, und ich werde es brechen, sobald ich eine Gelegenheit dazu erhalte. Es ist weit gekommen, wenn eine Frau einem armen, hungernden Geschöpf nicht

einmal ein warmes Essen und ein Unterkommen geben kann, bloß weil es ein Neger ist, der sein ganzes Leben lang misshandelt und unterdrückt worden ist!“

„Aber Marry, bei alledem dürfen wir unsere Gefühle nicht mit unserem Verstand durchgehen lassen dürfen.“
„Ich verstehe nichts von Politik, aber ich kenne die Bibel, die sagt, ich solle Hungrige speisen, Nackte kleiden und die Betrübten trösten, und ich werde der Bibel folgen.“

„Auch in Fällen, wo dein Handeln öffentliche Unzufriedenheit herbeiführen würde?“
„Der Gehorsam gegen Gott führt keine öffentlichen Übel herbei; ich weiß, dass er das nicht kann.“

Die Antwort Marry's auf die Frage ihres Mannes fand ich ziemlich waghalsig. Als Katholik würde ich das mit meinem Beichtvater besprechen, denn wie kann ich wissen, was Gott nicht kann. Er kann alles. Auch seinen Sohn kreuzigen lassen oder Abraham mit einem Kindermord auf die Probe stellen. Ich begann daran zu zweifeln, dass Gott an solchen Ereignissen beteiligt war. Die Frau des Senators bezieht sich zwar auf die Bibel, aber auf die Barmherzigkeit des Neuen Testaments, also die Schriften über Jesus. Die christologische Frage nach der Natur von Jesus und seiner Stellung gegenüber Gott dem Vater und dem Heiligen Geist, wurde erst 325 durch das Konzil von Nicäa unter Kaiser Konstantin entschieden. Der Zweifel an Jesus als den Sohn Gottes wurde dadurch zur Häresie. Die ersten sechs Werke der Barmherzigkeit folgen der Rede Jesu bei der Ankündigung des Weltgerichts: „Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters! Nehmt das Reich in Besitz, das seit der Erschaffung der Welt für euch bereitet ist. Denn ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben, ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben, ich war fremd, und ihr habt mich beherbergt, nackt, und ihr habt mich bekleidet, ich war krank, und ihr habt mich besucht, ich war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen“ (Mt 25,34-36).



Es dauerte einige Tage bis ich das Ende erfuhr: Onkel Tom, bekennender Christ, der bisher am Sonntag regelmäßig die Gottesdienste der Sklaven leitete, folgt den Prinzipien der Barmherzigkeit bis ihn sein letzter Herr, der brutale Plantagen Betreiber Mr. Legree, ein Scheusal und Menschenchinder vor die Wahl stellt, seinen Glauben zu verraten oder zu sterben. Er zieht den Tod dem Verrat vor und wird von Legree erstochen. Tom wird zum Märtyrer. Er war sich seiner Entscheidung bewusst. Er wusste, dass ihn seine Entscheidung dem Vater näher bringt. Bei einer Fehlentscheidung hätten sich die Tore der Hölle weit geöffnet. Ein sündhaftes Leben in einer falschen Welt würde das Fegefeuer werden, aus dem sich die Glut des Teufels speist. Es gibt Regeln ohne die wir nicht leben können und es gibt Regeln, die hinterfragt werden müssen weil sie nicht plausibel sind. Plausibel ist ein Wort, das ich mir früh merkte, weil meine Mutter es oft verwendete, um auszudrücken, dass ich das was ich ihr erzählt habe, nicht nachvollziehen kann. Tom hatte die richtige Entscheidung getroffen. Er erfüllte die Kriterien der Seligsprechung.

Nach einer Woche war ich soweit vorbereitet, um Oma das Buch zurückzugeben und mit ihr darüber zu sprechen. Ich sagte ihr, dass ich es ganz gelesen hätte und dass der Inhalt grauenhaft sei. Das sei zwar hundert Jahre her, aber deshalb sei das, was geschah, grauenhaft, weil unmenschlich und nicht nach den Geboten. Oma sagte nur, dass ich das Buch nicht zurückgeben brauche. Klaus sei noch zu jung dafür. Ich sollte es für ihn aufheben. Und was das Grauen betrifft, sei es nur der Mensch, der dazu fähig sei unmenschlich zu handeln. Das Christentum hilft dabei die Bestie im Menschen zu zähmen. Aber der Verlust des Glaubens wird weitere Monster hervorbringen. Denk daran, wenn du wieder im Kloster bist und bete, denn wir sind eins, wo immer wir auch sind, damit wir alle zusammen Gutes schaffen. Dann stand sie auf, ging zu ihrem Sekretär, holte eine Schachtel Senoussi und eine Schachtel Zündhölzer heraus, wandte sich zur Tür und forderte mich auf, mit ihr zur Bank vor dem Haus zu gehen und dem Sonnenuntergang über dem Auerberg zu zusehen.



Während Oma ihre Senoussi rauchte hatte ich noch Zeit um sie zu fragen, ob Beecher-Stowe ein Mann oder eine Frau, weiß oder schwarz, katholisch, jüdisch oder evangelisch ist. Alles was außer „Beecher-Stowe“ und „Onkel Toms Hütte“ bekannt ist, ist der Verlag: Rheinischer Jugend Verlag Wuppertal, „In neuer Bearbeitung von Wolfgang Gramowski. Nachdruck verboten. Gesamtherstellung: Buchdruckerei Engelbert Priem,

Wuppertal Elberfeld.“ Kein Jahr, keine Einführung, Vorwort oder Kapitelübersicht. Es beginnt mit dem 1. Kapitel auf Seite 5 und zwei Blätter nach 37. Kapitel auf der Seite 169 steht am Textende ENDE, dann folgt eine leere Seite und die Rückseite des Einbands. Ich zeigte ihr das, aber sie fand das belanglos und fragte mich zurück, ob das mein Verständnis des Inhalts ändern würde. Das Buch käme doch eindeutig aus Amerika und sei ins Deutsche übersetzt worden, denn sonst könnte ich es ja nicht lesen. Ich schwieg und sah mit gesenkten Augenlidern auf ein Spektakel, das sich über die ganze Alpenkette ausbreitete und Alpenglühen genannt wird. Das Rot spiegelte sich in unseren Gesichtern und auf der weißen Mauer des Hauses. Es war, als ob das Tor der Hölle sich öffnet. Nach wenigen Minuten verlor der Spuk an Strahlkraft und Farbe, über dem Ammertal stieg Nebel auf, Rottenbuch gegenüber verschwand in der Dämmerung und an der Zugspitze konnte man die erleuchtete Gondel der Seilbahn vom Eibsee zur Bergstation der Zugspitze bergauf schweben sehen. Dann verschwand die letzte Gondel in der Bergstation und es wurde dunkel.

Oma ging zurück in ihre Zimmer und ich ins Laboratorium, in dem nur noch Klaus, Fritz und ich schliefen. Wölfi war schon wieder unterwegs nach Murnau und seiner Ausbildung als Schnitzer und Jörg wieder der Bundeswehr. Es war Ende August, die Tage wurden kürzer, die Dunkelheit kam schneller. Es waren noch zwei Tage Zeit bis zu meiner Abreise. Ich war wohlgenut und freute mich darauf das große Kloster und sein Seminar endlich vor Ort zu erleben.

Ich war zuversichtlich, denn der Abschied aus Dillingen und die Erfahrungen der Sommerferien hatten mich reifer gemacht. Jedenfalls fühlte ich mich so. Ich konnte jetzt nicht nur Fahrrad fahren, besser Schwimmen und Schafkopfspielen, sondern nach meinen Ausflügen nach der Romantischen Straße, Augsburg und Murnau war mir als ob ich aus einem geöffneten Eisenbahnfenster eines schnell fahrenden Zuges in Fahrtrichtung blicke und der Fahrtwind tüchtig meine Haare zaust. Der Mensch war dabei den Weltraum nicht mehr nur durch Ferngläser zu erkunden, sondern machte sich, wie die frühen Seefahrer, daran die Überlebensbedingungen in Erdnähe zu erkunden.



In der Bibel steht: „ Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Der Schöpfungsprozess der Erde wird ausführlich geschildert. Nur der Himmel kommt zu kurz. Es sind nicht nur tausend Sterne, die am Nachthimmel stehen und nur Gott zählen kann. 1958 haben die Sternenzähler berechnet, dass allein die Galaxie Milchstraße, eine von Millionen Galaxien, bis zu eine Billion Sterne umfasst. Gott hat die alle geschaffen, das steht außer Frage. Er hat auch Billionen von Planeten erschaffen, die diese Sterne umkreisen. Als Gott den Planeten Erde in sechs Tagen geschaffen hat, vollendete er sein Werk am siebten und ruhte. Hat Gott erst den Kosmos geschaffen und ist die Erde die Krönung dieser Schöpfungsgeschichte? Oder ist Gott selbst der unermessliche Kosmos und die Missetaten, die seine Geschöpfe, die Menschen, die den winzigen Planeten Erde bevölkern und seine Gebote nicht einhalten, entgehen? Oder verschont er sie in seiner Güte, weil ihn die Bitten seiner Gläubigen erreichen? Ist dafür der Heilige Geist zuständig? Wenn Jesus sein fleischgewordener Sohn ist, der die Menschen durch sein Opfer von der Erbsünde befreit hat, warum machen die Menschen so wenig aus dieser Freiheit? Ich hatte Angst vor meinen Fragen und zugleich bedrückte mich eine hilflose Traurigkeit darüber, das Haus am Berg mit seinen kuscheligen Ecken und Zufluchtsorten zu verlassen, um Tag für Tag möglichst unauffällig zwischen Schlafsaal, Kapelle, Refektorium, Klassenzimmer, Refektorium, Studiersaal, Refektorium, Kapelle und Schlafsaal zu leben. Zwei Monate lang bis zu den Herbstferien um Allerheiligen. Dann erst konnte ich für ein paar Tage wieder nach Hause.